

# Kursbuch

Herausgegeben von Hans Magnus Enzensberger

Kursbuch 17 Juni 1969

## *Frau · Familie · Gesellschaft*

*Karin Schrader-Klebert*, Die kulturelle Revolution der Frau 1

*Hazel E. Hazel*, Unwissenschaftliche Betrachtungen eines weiblichen Monsters 47

*Petra von Morstein*, Der Begriff ›Frau‹ 52

*Dossier*: Emanzipationen. Auszüge aus vier Lebensläufen. Protokolliert von Erika Runge 69

*Luc Jochimsen*, Frauen in der Bundesrepublik: die Mehrheit die sich wie eine Minderheit verhält 90

*Edoarda Masi*, Die Familie im alten und im neuen China 98

*Heide Berndt*, Kommune und Familie 129

*Kommune 2* (Christel Bookhagen, Eike Hemmer, Jan Raspe, Eberhard Schultz), Kindererziehung in der Kommune 147

*Regine Dermitzel*, Thesen zur antiautoritären Erziehung 179

## *Kursbogen*

*Kommune 2*, Liebesspiele im Kinderzimmer

Das Kursbuch erscheint in unregelmäßiger Folge, doch mit wenigstens vier Nummern im Jahr. Jedes Heft kostet im Jahresabonnement DM 5, im Einzelverkauf DM 8. Abonnements sind mit Monatsfrist zum Jahresende kündbar. Anschrift der Redaktion und des Verlages: Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main, Lindenstraße 29, Postfach 2446, Telefon 74 02 31. Fernschreiber 4 13972. Postscheckkonto Frankfurt/Main 115761, Bankkonto Deutsche Bank Frankfurt/Main 95/7100. Die Redaktion lädt zur Einsendung von Manuskripten ein, bittet jedoch darum Rückporto beizufügen; sie erklärt, daß sie solche Sendungen in der Regel nicht kommentieren und keine Haftung für sie übernehmen kann. Alle Briefe sind an ihre Frankfurter Adresse zu richten. Verantwortlich für den Inhalt: Hans Magnus Enzensberger. Redaktion: Karl Markus Michel. Copyright © Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1969. Alle Rechte für sämtliche Beiträge, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Umschlagentwurf Willy Fleckhaus. Druck: Georg Wagner, Nördlingen. Bindung: Hans Klotz, Augsburg.

## Kommune 2

(Christel Bookhagen, Eike Hemmer,  
Jan Raspe, Eberhard Schultz)

### Kindererziehung in der Kommune

Der auffälligste Zug der gegenwärtigen »Sexwelle« in deutschen Massenmedien ist eine seriös aufgemachte Diskussion über Großfamilien und Kommunen. Das Elend einer Existenz, die dem Glücksversprechen totalen Konsums hilflos ausgeliefert ist, wird nicht mehr nur unter Hinweis auf die heile Welt der Familie abgewehrt. Noch entrüsten sich die Ideologen über Schmutz und sexuelle Perversion, über die Verwahrlosung von Kindern und Privateigentum in den Wohnkollektiven. Gleichzeitig versuchen sie, die Absage an das Leben zu zweit zu begründen: Haßliebe, Brutalität, die Unterdrückung von Frau und Kind bleiben nicht mehr tragische Einzelfälle, sondern sind offensichtlich historisches Schicksal der Kleinfamilie in unserer Gesellschaft.

In den Studien über *Autorität und Familie*, die das Institut für Sozialforschung 1936 herausgegeben hat, wird gezeigt, daß die Familie im Frühkapitalismus bestimmte rationale Funktionen für das Individuum und die Gesellschaft erfüllt hat. Sie besorgte als kleinste selbständige Produktionseinheit die Vermittlung des gesellschaftlich notwendigen Wissens und die Weitergabe der notwendigen Fähigkeiten für die spezielle Berufsausbildung. Darauf gründete sich die rationale Autorität des Familienvaters. Die Familie war außerdem Grundlage für die gemeinsame Reproduktion, den Konsum und die sexuelle Befriedigung der erwachsenden Individuen. Im Vergeudungskapitalismus sind alle diese objektiven Funktionen der Familie auf den Konsum reduziert worden. Die Kleinfamilie ist die für den Kapitalismus günstigste Konsumeinheit der »notwendigen Luxusartikel« (Fernsehapparat, Waschmaschine), die zum Verschleiß und in einer gesellschaftlich nicht benötigten Menge produziert werden können. Die Familie bleibt immer noch die bedeutsamste Sozialisationsinstanz des kapitalistischen Herrschaftssystems, weil sie durch autoritäre und lustfeindliche Erziehung den herrschaftskonformen, passiven bürgerlichen Charakter formt.

Der psychische Schutzraum, den die Familie einst ihren Mitgliedern gegenüber gesellschaftlicher Konkurrenz und Leistungsansprüchen gewährte,

ist zunehmend zersetzt. Dennoch ist die Zähigkeit, mit der die Familie im Spätkapitalismus sich erhält, nicht allein auf deren ökonomische Funktion zurückzuführen. Immer noch können Frauen und Kinder unter den bestehenden Verhältnissen nicht auf die ökonomische und soziale Garantie einer »gesicherten Existenz« in der Familie verzichten, obwohl sie mit einschneidender Unterdrückung erkaufte werden muß. Der Verlust der positiven psychischen Funktion, die die Familie für die Individuen einst hatte, befördert die zunehmende Aggressivität in den entwickeltesten kapitalistischen Gesellschaften. Sie erfaßt die intimsten menschlichen Beziehungen. Vietnam kehrt wieder in den wachsenden sadistischen und masochistischen Formen sexueller Befriedigung im Ehepartnertausch, im Angebot von Aufputzmitteln und Stimulantien zur Erhöhung der Potenz. Die weit entwickelten Ersatzbefriedigungen werden ergänzt durch öffentliche Propagierung des geilen Koitus; alle erotischen Kontakte werden reduziert auf die körperlichen Funktionen, die zum Endsieg im Orgasmus führen sollen.

Die traditionellen Herrschaftsstrukturen der bürgerlichen Familie sollten in den Wohnkommunen, die 1967 zunächst in Berlin innerhalb der radikalen Studentenbewegung entstanden, aufgehoben werden. Der Versuch, die individuelle Isolierung in der Verbindung von Privatsphäre und revolutionärer Politik zu überwinden, übte überall starke – positive wie negative – Faszination aus. Die neue Lebensform stieß im antiautoritären Lager selbst auf Begeisterung und Ablehnung. Von den Theoretikern der Linken wurde sie als reines Kampf- und Arbeitskollektiv oder bestenfalls als geeignete Form für den Übergang von Pubertät zu neuer Familie anerkannt. So findet sich noch in dem 1968 veröffentlichten Buch von Reimut Reiche, *Sexualität und Klassenkampf*, eine programmatische Warnung:

»Eine klassische Familienfunktion kann der hier skizzierte Kommune-Typ nur schwer oder gar nicht übernehmen: Die Kinderaufzucht. »Man kann am Sozialisationsprozeß nicht herumdilettieren.« Dieser Satz von Brückner muß sehr ernst genommen werden. Es gibt in den gesamten hochentwickelten Industrieländern nicht ein Beispiel eines praktizierten Modells frühkindlicher Sozialisation außerhalb der Familie, das signifikant befriedigendere Resultate erbracht hätte als die durchschnittlich glücklicheren Fälle (oder Zufälle) von Familiensozialisation bei normalen oder liebesfähigen Eltern mit durchschnittlich günstigen familiären Randbedingungen (gesicherte ökonomische Existenz; Wohnverhältnisse; Rollenverteilung der Eltern; Zeit, die die Mutter dem Kind zur Verfügung stellen kann).« (S. 160)

Reiches sachliche Aufzählung der Bedingungen für eine erfolgreiche Sozialisation verschleiert den Ausgangspunkt: die theoretische und prakti-

sche Kritik der bürgerlichen Zwangsfamilie. Durch die Hintertür einer affirmativen Kindererziehung wird die »Glückliche Familie« wieder als Normalfall eingeführt. Reiche unterschlägt, daß »normale« Eltern liebesunfähige Eltern sind und die bestehende Familienstruktur nur noch unter äußerstem Druck auf ihre Mitglieder aufrechterhalten werden kann. Materiell geschieht dies durch die irrationale ökonomische Abhängigkeit von Frau und Kind. Die vom Konsumversprechen laufend stimulierten erotischen und sexuellen Wünsche können im institutionellen Rahmen gegenseitig abhängiger Individuen nicht befriedigt werden.

Die materielle und psychische Abhängigkeit verhindert, daß die völlige Verrottung der Institution Familie sich geradlinig in einer steigenden Zahl von Ehescheidungen ausdrückt. Stattdessen machen in der Mehrzahl der Ehen die Partner sich das Leben gegenseitig zur Hölle. Der Druck wirkt sich vor allem auf die Kinder aus. Die durchschnittliche Kleinfamilie produziert anlehnsbedürftige, labile, an infantile Bedürfnisse und irrationale Autoritäten fixierte Individuen. Diese Tatsache ist unabhängig vom guten Willen oder den Erziehungsmethoden der Eltern. Nur der radikale Bruch mit der überkommenen Dreiecksstruktur der Familie kann zu kollektiven Lebensformen führen, in denen die Individuen fähig werden, neue Bedürfnisse und Phantasie zu entwickeln, deren Ziel die Schaffung des neuen Menschen in einer revolutionierten Gesellschaft ist.

»Die Lösung der Verwahrlostenfrage im besonderen und der Kindererziehung im allgemeinen hängt davon ab, ob und wie es gelingen wird, die inzestuöse und schuldgefühlsbeladene Haßbindung der Kinder an die Eltern und der Eltern an die Kinder aus der psychischen Strukturbildung auszuschalten. Es ist eine logische Konsequenz, daß dies nicht gelingen kann, wenn die Kinder nicht in kollektive Erziehung kommen, *ehe* sie die seelisch vernichtenden Bindungen an die Eltern auszubilden in der Lage sind, also etwa schon *vor* dem 4. Lebensjahr. Das bedeutet *nicht* Vernichtung der natürlichen Liebesbeziehungen zwischen Eltern und Kindern, sondern nur die der neurotisch krankhaften Bindungen. Die Lösung dieser Aufgabe wird gewiß scheitern, wenn nicht der Widerspruch zwischen Kollektiv und Familie in breitem gesellschaftlichen Maßstab gelöst werden wird.« (Wilhelm Reich, *Die sexuelle Revolution*, Frankfurt 1966, S. 316)

Diese Sätze von Wilhelm Reich treffen einen Kernpunkt der damaligen Sexpol-Bewegung. Für die Kommunen, die die Ansätze der dreißiger Jahre im Rahmen der sozialistischen Bewegung fortführen, gehört daher die Kindererziehung zu den zentralen Themen. Die Beschreibung unserer Erfahrungen in einer Kommune konzentriert sich im folgenden auf die Erziehung. Der Beitrag ist ein erweitertes Kapitel eines Buches über die »Kommune 2«. Die politische Bedeutung dieser neuen Lebensform wird dort genauer analysiert.

Dennoch scheint es angesichts der öffentlichen Diskussion nötig, hier kurz auf den Unterschied zwischen Großfamilie und Kommune hinzuweisen. Die Großfamilie, die sich auf das freiere Zusammenleben ihrer Mitglieder beschränkt und die Berufssphäre unangetastet läßt, kann sicher für die Betroffenen existenzielle Erleichterungen bringen. Ebenso wie die gegenwärtige Befreiung der Sexualität sind jedoch auch die kollektiven Lebensformen prinzipiell in das bestehende System integrierbar, solange die einzelnen Mitglieder weiter individuell im Beruf ihre gesellschaftliche Funktion erfüllen. Damit kann zwar der Widerspruch der Zwangsfamilie entschärft werden, die eigentliche Quelle der Unterdrückung aber wird nicht beseitigt. Es ist eine Illusion, davon auszugehen, daß die menschlichen und gesellschaftlichen Beziehungen schon durch Verbreitung neuer kollektiver Lebensformen total umgewälzt werden könnten. Es kommt gerade darauf an, die Widersprüche, die bei der Auflösung der Kleinfamilie aufbrechen, zu politisieren, um das revolutionäre Bewußtsein zu schaffen, das in der Lage wäre, den Grundwiderspruch der kapitalistischen Produktionsweise zwischen gesellschaftlicher Produktion und privater Aneignung aufzuheben.

Wohnkollektive können einen revolutionierenden Anspruch erst erheben, wenn sie verbunden sind mit politischer Organisation zum Kampf in den Institutionen und Produktionsstätten. Ansätze zu solchen Kollektiven in der Produktionssphäre sind in Westberlin in Jungarbeiter- und Lehrlingskommunen vorhanden. Unsere Erfahrungen sind auf diese Kommunen nur sehr beschränkt übertragbar. Die Freisetzung von entfremdeter Arbeit im studentischen Milieu muß immer noch als Privileg verstanden werden. Wir hoffen den Luxus größerer Freiheit dadurch zu rechtfertigen, daß wir daran arbeiten, das Privileg für immer abzuschaffen.

### *Entstehung der Kommune 2*

Als wir Anfang 1967 die Kommune bildeten, verstanden wir sie als politisches Kollektiv. Es sollte organisatorische Konsequenzen aus der SDS-Praxis der vorhergehenden Monate ziehen. Die Kommune ging aus einer Gruppe von etwa 30 Genossen hervor, die an den ersten provokativen Aktionen in Westberlin führend beteiligt waren. Die Gruppe bestand vorwiegend aus im SDS organisierten Studenten. Sie wollten in Anschauung des emanzipatorischen Kampfes in der kolonialen Welt nicht länger nur theoretische Kritik der herrschenden Zustände betreiben, sondern zur praktischen Umwälzung übergehen. Während wir von einer be-

freiten Gesellschaft träumten und uns romantisch mit den Guerillas in Lateinamerika identifizierten, herrschten in unserem Alltagsleben kaum gebrochen die Normen und Zwänge der kapitalistischen Gesellschaft. Deutlich wurde das an der Situation der Frauen im SDS, die für die politischen Diskussionen der Männer den dekorativen Rahmen hergaben und im übrigen auf die Privatsphäre verwiesen waren. Bei unserer ersten nächtlichen Klebeaktion, unserer ersten Begegnung mit Polizisten anders denn als Verkehrsteilnehmer oder Meldepflichtige waren wir gehemmt von Ängsten, die durch unsere bürgerliche Alltagswelt immer wieder aufgebaut wurden. Als isolierte Individuen zwang uns die Furcht vor der Zimmerwirtin, dem Professor, der Behörde, der übermächtigen Gewalt des kapitalistischen Alltags immer wieder zur Anpassung. Wir wußten, daß zu diesem Alltag der Massenmord in Vietnam gehörte. Doch wenn wir versuchten, ihn am isolierten Punkt etwa der Straßenverkehrsordnung zu durchbrechen, sträubte sich der täglich eingeschliffene Funktionsmechanismus in uns. Aus unserer theoretisch erfaßten Radikalität, alle bestehenden Verhältnisse umwälzen zu wollen, und der Notwendigkeit, unser eigenes Milieu zu schaffen, um uns psychisch fähiger zur Rebellion zu machen, entstand die Idee, in Wohnkollektiven zusammenzuziehen.

Sieben Erwachsene und zwei Kinder zogen im Februar 1967 in das Berliner SDS-Zentrum. Sie wollten gemeinsam politisch arbeiten. Doch kurz nach dem Einzug begannen die Privatprobleme das Zusammenleben zu beherrschen. Es war jetzt nicht mehr zu übersehen, daß die Frauen in der Küche kochten, während die Männer politisch diskutierten. Oder: Ein unglückliches Verhältnis konnte nicht mehr im sorgfältig abgedichteten Privatbereich vergraben werden, wenn man den ganzen Tag zusammenlebte. Hatten wir zunächst geglaubt, daß im Verlauf einer politischen Zusammenarbeit auch die individuellen Schwierigkeiten sich der kollektiven Bearbeitung erschließen würden, so merkten wir schnell: Wir mußten uns erst einmal mit jahrelang abgewehrten individuellen Problemen (Unfähigkeit zu einer Liebesbindung, unerträglich gewordenen Ehen) befassen, ehe wir produktiv würden arbeiten können. Bei der Konzentration auf uns selbst störte uns der politische Anspruch, den die SDS-Genossen an uns richteten. Im August 1967 zogen wir aus dem SDS-Zentrum aus.

In der neuen Wohnung waren versammelt: vier Männer (drei davon Studenten), drei Frauen und zwei Kinder, damals drei und vier Jahre alt. Von dem Mädchen lebte die Mutter, von dem Jungen der Vater in der Kommune.

## Organisation des Alltags

In unserem Alltagsleben hatten sich ohne festes Programm bestimmte Gewohnheiten herausgebildet. Wir zahlten alles Geld, das wir vorwiegend aus Stipendien oder aus dem Nachdruck vergriffener Bücher bezogen, in eine gemeinsame Kasse. Alle Ausgaben wurden aus dieser Kasse bestritten. Reihum waren jeweils für einen Tag zwei Kommunarden verpflichtet, einzukaufen, Essen zu kochen und abzuwaschen. Wir hatten außerdem die Vorstellung, die Kinder gemeinsam zu erziehen und an politischen Projekten zu arbeiten.

Die positiven Erfahrungen der gemeinsamen Organisation des Alltags können wir nach zwei Jahren Zusammenleben in den folgenden Punkten zusammenfassen:

1. Der Konsum läßt sich im Kollektiv rationeller organisieren. Wir brauchten zusammen weniger Geld, als wir für die gleiche Befriedigung unserer Bedürfnisse früher individuell verbraucht hatten.
2. Indem wir für das Geld gemeinsam sorgten und die Hauptausgaben kollektiv regelten, wurden die Einzelnen von dem Druck entlastet, individuell für sich oder ihre Familie arbeiten zu müssen und einen erheblichen Teil ihrer Energie auf die Geldeinteilung zu verwenden.
3. Wenn man nicht gerade Hausarbeitstag hatte, was bei sieben Menschen zweimal in der Woche vorkam, war man von dem Alltagskram entlastet. Man brauchte sich nicht ums Essen, um die Versorgung der Kinder, ums Aufräumen zu kümmern. Zumindest für diejenigen, die vorher einzeln für ihre Kinder hatten sorgen müssen, bedeutete diese Entlastung, daß sie mehr Zeit für sich und ihre Interessen zur Verfügung hatten.
4. Da Männer und Frauen im Haushalt und in der Kindererziehung die gleichen Betätigungen hatten, konnte in der Kommune ein Teil der gesellschaftlich bedingten Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau aufgehoben werden. Die soziale Rollenfestlegung weist Männern und Frauen je spezifische Tätigkeitsbereiche und Verhaltensweisen zu. Dadurch wird der Teil an Wahrnehmungsformen, Ausdrucksmöglichkeiten und produktiven Fähigkeiten, der nicht zur jeweiligen Geschlechterrolle gehört, verstümmelt oder unterdrückt. Wir erfuhren durch die gemeinsame Alltagsorganisation, daß es keinen biologischen Unterschied zwischen Mann und Frau gibt in der Lust und Fähigkeit, zu kochen, zu tanzen, Kleidung auszuwählen, Zärtlichkeitsbedürfnisse zu äußern. Damit gewannen die Einzelnen eine größere Möglichkeit, ihre individuellen Fähigkeiten auszudrücken.

## Konflikte und Lösungsversuche

Die zweite wichtige Verbesserung, die das Wohnkollektiv für uns mit sich brachte, war der Versuch, Konflikte methodisch zu bearbeiten. In der er-

sten Zeit versammelten wir uns fast jeden Abend, um über den täglichen Ärger, die gegenseitigen Aggressionen oder individuellen Schrullen zu sprechen. Wir spürten das Bedürfnis, Probleme, mit denen wir uns bis dahin allein herumgeschlagen hatten, mit den anderen zu teilen. Die bürgerliche Moral zwingt das Individuum dazu, seine spontanen Emotionen weitgehend zu unterdrücken. Wilhelm Reich hat diese Unterdrückung als Charakterpanzerung beschrieben (vgl. *Charakteranalyse*, 1. Aufl. 1933). In einer Gesellschaft, in der jeder Mensch des anderen Konkurrent ist, darf niemand seine innere Schwäche (Angst, Traurigkeit, den Wunsch nach Zärtlichkeit und Liebe) anders als in der seltenen Intimität eines Liebesverhältnisses eingestehen. Der Zwang, in der Konkurrenz bestehen zu müssen – wie wir es noch als Leistungsanspruch in den politischen Diskussionen im SDS erfahren hatten –, bringt die Menschen zur ständig erneuerten Verhärtung gegenüber ihren eigenen Wünschen und zu den bösartigsten Aggressionen gegenüber denen der anderen.

In der Kommune lernten wir allmählich, unsere eigenen unterdrückten Bedürfnisse in denen der anderen wiederzuerkennen. Wenn einer z. B. erzählte, mit welchen Ängsten er sich in den ersten Semestern an der Universität herumschlagen mußte (Schweißausbrüche, Sprechhemmungen im Seminar), und ein anderer merkte, daß ihm das genauso ging, dann ermöglichte ihm dieses Wiedererkennen in der Erzählung des anderen größere Sicherheit. Er konnte leichter von seinen eigenen Schwierigkeiten erzählen. Diese neue Möglichkeit, über unsere Ängste reden zu können, uns gegenseitig als schwach erleben zu dürfen, äußerte sich für uns alle in einer unmittelbaren psychischen Entlastung, die wir häufig nach unseren gemeinsamen Diskussionen verspürten. Aber bei unseren neuen Erfahrungen stießen wir schnell an eine Grenze. Wir entdeckten, daß wir unsere Emotionen immer nur in abstrakten Begriffen und nicht spontan äußern konnten. Bestimmte Konfliktkonstellationen tauchten immer wieder auf; wir waren also an deren eigentliche Quellen bislang nicht herangekommen.

Ein typischer Konflikt lag in den immer wieder aufbrechenden Schwierigkeiten in einem in der Kommune neu entstandenen Zweierverhältnis. An unwichtigen Anlässen entzündeten sich ungeheuer aggressive Auseinandersetzungen, die die ganze Gruppe in Mitleidenschaft zogen. Aber diese Aggressionen, wie Türen Zuschlagen und gegenseitiges Anbrüllen, boten keinem von beiden eine Abfuhrmöglichkeit, sondern führten bei dem Mädchen zu Depressionen. Und die sexuellen Schwierigkeiten waren noch nicht dadurch behoben, daß man diese Konflikte genau benennen und mit den anderen darüber reden konnte. Wir wurden dazu gedrängt, die frühkindlichen Ursachen dieser Schwierigkeiten aufzudecken, und versuchten,

ein gruppenanalytisches Verfahren zu entwickeln. Die wichtigsten Faktoren dieser Methode waren: 1. Jeweils einer analysierte ein anderes Gruppenmitglied. Die Gruppe war dabei anwesend und fungierte als Kontrollinstanz. 2. Der jeweilige Analytiker ging aktiv auf die Wünsche des Analysanden ein, soweit es nötig war, um Alternativerfahrungen zu frühkindlichen Ängsten zu ermöglichen. 3. Trotz theoretischer Bedenken mußten wir ohne ausgebildeten Analytiker auskommen. In der Analyse gelang es uns, Affekte und Verdrängungen zu lösen. Das wirkte sich unmittelbar in größerer Spontaneität und Zärtlichkeit in der gesamten Gruppe aus. Wir mußten die Analyse nach drei Monaten aber abbrechen, weil die Dynamik der befreiten Wünsche, Phantasien und infantilen Ansprüche jeglichen Realitätsbezug zu überschwemmen drohte. Da alle gleichzeitig an diesem Prozeß beteiligt waren, fehlte jemand, der die aufbrechenden Strebungen hätte relativieren können.

Ein Kollektiv wie unseres, in dem niemand gezwungen war, regelmäßig zu arbeiten, schwebt in Gefahr, den Bezug zur gesellschaftlichen Realität allmählich zu verlieren. Dieser Verlust der Realität und die utopische Phantasiewelt sind zur Zeit bei vielen subkulturellen Gruppen in Westdeutschland und Westberlin zu beobachten, vor allem bei denen, die regelmäßig Halluzinogene und Opiate nehmen. Wir waren mehrfach (vor allem während der Zeit der Analyse) verlockt, dem Wunsch nach einer totalen Regression in eine infantile Traumwelt nachzugeben. Wir malten uns einen Zustand aus, in dem jede äußere Organisation aufgehoben wäre. Jeder hätte schlafen können, solange er wollte, dann essen dürfen, wenn er Hunger hatte. Niemand sollte saubermachen, abwaschen, einkaufen, außer er verspürt das Bedürfnis dazu. Wir wollten ein gemeinsames Schlafzimmer einrichten, Musik hören und tanzen und im übrigen nur wie unsere Kinder miteinander spielen. Wir möchten nach den Beobachtungen, die wir heute an anderen Gruppen machen, bezweifeln, ob diese Form kollektiver Regression therapeutische Wirkung hat, wenn auf die Dauer das Kollektiv keine andere gemeinsame Aktivität entfaltet. Das Fehlen einer Instanz, die den Bezug zur äußeren Realität repräsentiert (wie sie in der Kindheit die Eltern darstellten), scheint typischerweise eher zu einer fortschreitenden Desintegration der psychischen Struktur zu führen, als daß sie helfen könnte, gegen die gesellschaftliche Manipulation resistenter und autonomere Individuen zu bilden.

Wir konnten unseren regressiven Wünschen nur partiell, aber nie als gesamtes Kollektiv und für längere Zeit nachgeben, weil zum einen unser politisches Vorverständnis und zum anderen die Kinder eine objektive Realität behielten.

### *Einzug der Kinder*

Als die Kinder zu uns kamen (bis September 1967 hatten sie in der Kommune 1 gelebt), standen beide unter der Einwirkung traumatischer Erlebnisse: für Nessim (Junge, 4 Jahre alt) die Trennung seiner Eltern und der Fortgang seiner Mutter; für Grischa (Mädchen, 3 Jahre alt) die zeitweilige Trennung von ihrer alleinstehenden Mutter. Nessims Vater und Grischas Mutter lebten jetzt in der Kommune.

Nicht alle waren mit dem Einzug der Kinder bei uns einverstanden. K. und Jan empfanden Kinder als störend für unser Zusammenleben und für die Konzentration auf ihr Studium. Eike äußerte Angst davor, die Erziehung von Nessim allein zu übernehmen. Nessim war damals außerordentlich stark an seinen Vater gebunden. Bei gemeinsamen Spaziergängen etwa wollte er dessen Hand kaum loslassen. Durch den Verlust der Mutter war bei ihm eine stark passiv feminine Einstellung zum Vater entstanden. Sie äußerte sich darin, daß er jeder Konkurrenzsituation mit Eike aus dem Wege ging. Er versuchte zum Beispiel, einen Baum zu erklettern. Kletterte Eike dann hinauf, gab Nessim den Versuch sofort auf und sagte in einem weinerlich jammernden Ton: »Ich kann nicht«. Eike fühlte sich durch diesen ausschließlichen Anspruch an ihn außerordentlich stark belastet und gehemmt. Er forderte deshalb von der Gruppe, daß die Erziehung von Nessim kollektiv übernommen werden sollte. Marion, die Mutter von Grischa, äußerte den gleichen Anspruch. Die übrigen freuten sich auf die neue Erfahrung mit den Kindern und waren mit dem Versuch einer kollektiven Fürsorge und Erziehung sehr einverstanden. Aber alle Erwachsenen wollten den Kindern in unserem Leben nur einen begrenzten Platz einräumen. Wir besorgten deshalb zwei Plätze für sie in einem städtischen Kindergarten. Obwohl der Kindergarten bereits überfüllt war, wurden die Kommunekinder sofort aufgenommen. Das Jugendamt schien ungeheuer erleichtert zu sein, daß wir unsere Kinder freiwillig der staatlichen Kontrolle unterwerfen wollten, die Behörde also nicht gezwungen war, von sich aus »zum Wohl der Kinder« in die Höhle gewalttätiger Anarchisten zu gehen. Daß linke Radikale fähig sind, ihre Kinder zu lieben, kann eine faschistoide Bourgeoisie nur in biologischen Instinktkategorien begreifen.

Eine Glosse im *Tagesspiegel* vom 7. 10. 67 bemüht dazu den Vergleich vom Wolf und seinen Jungen:

»Machen die Mitglieder der sogenannten Kommunen zu wenig Gebrauch von Moral und Seife? Die Frage ist schon insofern zweischneidig, als die Moral, als Konvention verstanden – und was anderes wäre sie, bei Lichte betrachtet, eher

ein Waschmittel denn ein Sauberkeitsmerkmal. Zum Zweiten: Warum kann nicht einer, der in Verhalten und Kleidung provoziert, öfter duschen als ein sozial angepaßter. Scheut man sich demnach, die Kommunarden mit dem Bad sozial- und individualhygienischer Vorurteile auszuschütten, so argwöhnt man immerhin, ihre Küken müßten der Nestwärme gänzlich entbehren. Die Kommunen haben je ein Nesthäkchen, dessen Befinden amtlich zu beurteilen war, weil die Kinder – drei und vier Jahre alt – zum ganztägigen Kindergarten angemeldet waren. Zuvor fand das übliche Gespräch mit den Eltern statt, deren Besorgtheit nach offizieller Bekundung bürgerlichen Maßstäben hervorragend standhielt. Von den Kindern selbst berichtet der Jugendstadtrat, ohne eine gewisse Verwunderung zu verbergen, sie seien im besten Ernährungszustand, auffallend gepflegt, erschienen wohlherzogen und hätten sich mühelos in die Gemeinschaft der Bürgerkleinkinder eingefügt. Darauf könnte einer sagen: Na und? Selbst der Wolf pflegt seine Jungen. Schon schon – aber welcher Wolf pflegt so anders zu sein als die anderen Wölfe wie die Kommunarden.«

Bis in die völlig sinnentstellten Sätze verrät der Artikel die Hilflosigkeit des Bürgers gegenüber der Menschlichkeit seiner Gegner.

### 1. Phase: Intellektualisierte Erziehung

Um zu verhindern, daß die Kinder doch wieder ausschließlich an ihren Elternpersonen klebten, wurde die Sorge für die Kinder ebenso organisiert wie der übrige Alltag. Reihum stand jeweils einer morgens auf, um ihnen beim Anziehen zu helfen, das Frühstück für sie zu machen und sie in den Kindergarten zu bringen. Einer holte sie ab, spielte mit ihnen bis zum Abendessen und brachte sie dann ins Bett im gemeinsamen Kinderzimmer.

In der ersten Zeit schwebte uns als Ziel unserer kollektiven Erziehung vor, allmählich die Fixierung der Kinder an ihre jeweiligen Eltern aufheben zu können. Die Kinder sollten die Möglichkeit erhalten, intensivere Beziehungen zu mehreren Erwachsenen aufzunehmen und sich mit ihren Wünschen und Ängsten auch an andere als an ihre Eltern zu wenden. Leitbild war, die Kinder zur Selbständigkeit zu erziehen.

Das Verhalten der Männer gegenüber den Kindern war wesentlich von einem rigiden Schematismus bestimmt, wie wir rückblickend feststellen können. Die Organisation wurde häufig gegen die ausdrücklichen Wünsche der Kinder durchgesetzt. Wenn vor dem Einschlafen ein Kind nach einem bestimmten Erwachsenen verlangte, bekam es oft zu hören: »Der ist heut nicht dran!« Wenn ein Kind weinte, würde es meistens spontan von dem jeweiligen Elternteil getröstet. Das wurde manchmal von Eberhard kritisiert, der meinte, daß in diesem Fall sich der jeweilige Tagesdienst um das

Kind zu kümmern habe. Die Kinder wurden angehalten, sich selbst zu waschen und anzuziehen. Oft wartete derjenige, der »dran« war, eine halbe Stunde, ehe er auf den Wunsch der Kinder einging, sich lieber anziehen zu lassen als das selbst zu tun. Wir gingen damals von einer schematischen Einschätzung des Entwicklungsstandes der Kinder aus. Wir meinten, mit drei und vier Jahren müßten sie in der Lage sein, sich selbst anzuziehen. Wir übersahen, daß die Kinder durch traumatische Erlebnisse in ihrer affektiven Entwicklung zurückgeworfen worden waren. Hinter der Weigerung, entsprechend ihrer körperlichen Entwicklung gewisse Fähigkeiten selbständig einzusetzen, steckte der Wunsch nach Regression in einen Zustand, in dem sie als Baby von der Mutter zärtlich gepflegt und umsorgt worden waren.

Anna Freud beschreibt den Mechanismus der Intellektualisierung bei Kindern und Jugendlichen als Mittel, mit bedrängenden inneren Triebvorgängen fertig zu werden:

»Das glatte Triebverbot, die Askese, leistet . . . dem Jugendlichen im allgemeinen nicht, was er von ihr erwartet. Da die Gefahr erst einmal allgegenwärtig bleibt, muß er sich nach vielen Mitteln umsehen, um sie zu bewältigen. Das Durchdenken des Triebkonflikts, seine Intellektualisierung scheint ein solches Mittel zu sein. Hier wird die Flucht vor dem Trieb, die wir bei der Askese finden, durch Zuwendung zu ihm ersetzt. Aber die Zuwendung bleibt eine gedankliche, intellektuelle. Was der Jugendliche in seinen abstrakten, intellektuellen Gesprächen und Leistungen zustande bringt, sind keine Lösungsversuche von Aufgaben, die die Realität ihm stellt. Seine Gedankenarbeit entspricht eher einer gespannten Wachsamkeit für die Triebvorgänge in seinem Inneren und einem Umsetzen dessen, was er spürt, in abstrakte Gedanken.« (Anna Freud, *Das Ich und die Abwehrmechanismen*, Kindler, München o. J., S. 126)

Wir können uns hier mit dem von Anna Freud benutzten problematischen Begriff der Abwehr nicht auseinandersetzen, möchten aber daran festhalten, daß der Angst vor inneren Triebregungen immer eine reale äußere Bedrohung vorangegangen ist, die die kindliche Triebbefriedigung durch Verbote, Strafen, Liebesentzug einschränkte oder verhinderte. Wir wissen, daß ein erheblicher Teil dieser Sanktionen gegenüber dem kindlichen Triebleben von den Eltern unbewußt ausgeübt wird und sich eher in einem repressiven affektiven Klima als in verbalen Geboten und Verboten ausdrückt. Wenn das Ich also bereits die Wahrnehmung einer inneren Triebregung als angsterregend signalisiert, ist anzunehmen, daß die Triebäußerung mit äußerer Gefahr verbunden war oder ist.

Entsprechend ihrer mittelständischen Herkunft und ihrer Erziehung in der Oberschule und Universität verkörperten die vier Männer diese rationalisierende Anschauung menschlicher Affekte sehr ausgeprägt. Sie hatten

Mühe, Handlungen der Kinder intuitiv zu deuten, und mußten sich ständig bemühen, diese in intellektuelle Kategorien zu pressen, um sie sich verständlich zu machen und darauf reagieren zu können. Wenn die Kinder absichtlich Essen vom Tisch fegten oder ins Zimmer pinkelten, fragten die Männer ärgerlich: »Warum machst du das?« oder: »Was soll denn das?« Wir begriffen nur allmählich, daß das scheinbar mutwillige Zerstören von Essen Signalcharakter hatte; daß uns die Kinder etwa damit zeigen wollten, daß wir während des Essens immer nur unter uns Erwachsenen gesprochen und sie nicht beachtet hatten. Da sie gegen diese Vernachlässigung nicht verbal protestieren konnten, taten sie es in Form einer provokativen Handlung, die die Erwachsenen nicht übersehen konnten. Ganz langsam erst lernten wir, auf die kindlichen Kommunikationsformen einzugehen. Erste Tendenzen dazu äußerten sich im Mitspielen, wenn die Kinder von uns gebrauchte Worte endlos wiederholten oder lustvoll verdrehten.

Ein Beispiel dazu aus unseren Protokollen, in denen wir auch versucht haben, die Entwicklung unserer Kinder festzuhalten:

Die Kinder wollen beide gleichzeitig den Fahrstuhl betätigen. (Selbständig den Fahrstuhl in Bewegung setzen zu können, bedeutete für die Kinder Realisierung des Wunsches nach Selbständigkeit und Identifikation mit den Erwachsenen, war also eine Zeitlang bei ihnen affektiv sehr stark besetzt.) Die Erwachsenen versuchten zunächst oft, den Konflikt zwischen den Kindern dadurch zu regeln, daß sie rational argumentierten: Heute darf Grischa den Fahrstuhlknopf drücken, morgen dafür Nessim. Das hatte meistens wütenden Protest desjenigen zur Folge, der auf den anderen Tag vertröstet werden sollte. Der Aufschub der Wunscherfüllung auf einen für das Kind weit entfernten Zeitpunkt erschien extrem unlustvoll. Die scheinbar rationale Gerechtigkeit der Erwachsenen-Instanz war für die Kinder daher nicht akzeptabel. Die Kinder entdeckten selbst eine bessere Form, den Konflikt zu lösen, indem etwa Nessim sagte: Ich darf jetzt drücken, und Du nachher. Daraus entwickelten sie ein Wortspiel, etwa: Ich darf jetzt drücken, Du nachher – Ich darf nachher, Du jetzt – Ich aber, Du auch – Du nicht, ich aber usw. Wenn die Erwachsenen mitspielten, entwickelte sich daraus ein gemeinsamer Spaß. Der Konflikt löste sich im lustvollen Spiel, der Aufschub des Wunsches nach Betätigung des Fahrstuhls erschien nicht mehr als ausschließlich unlustvoll und konnte daher vom Kind akzeptiert werden.

Den Frauen fiel das spontane Eingehen auf kindliche Ausdrucksformen viel leichter als den Männern. Wenn insgesamt das rationalistische Verhalten überwog, die Bedürfnisse der Kinder also häufig frustriert wurden, so blieb doch, als positives Ergebnis dieser ersten Kommunephase festzuhalten: Der jeweilige Elternteil wurde von der ausschließlichen Verantwortung für das Kind entlastet. Er gewann dadurch die Möglichkeit, eine gewisse Distanz zu seinen eigenen Verhaltensweisen gegenüber dem Kind

zu gewinnen und eingeschlossene irrationale Reaktionen mit Hilfe der objektiveren Beobachtung der Gruppe kritisch zu überprüfen.

### *Erweiterter Freiheitspielraum*

*Tagesprotokoll:* Eberhard und Jan haben heute Tagesdienst. Eberhard steht um acht Uhr auf. Die Kinder sind bereits seit zwei Stunden wach und toben nackt durch die Wohnung. Sie haben sich aus der Speisekammer Bananen geholt und gegessen; ebenso die Rosinen. In der Küche ist Zucker verstreut worden. Es sieht ziemlich chaotisch aus. Eberhard versucht, seinen Ärger zu unterdrücken. Er fragt die Kinder: »Wollen wir zusammen saubermachen?« Die Kinder laufen aus der Küche. Eberhard nimmt einen Lappen und wischt den Tisch ab. Er ruft den Kindern nach: »Zieht Euch schon mal an.« Als er fünf Minuten später ins Kinderzimmer kommt, hat Grischa einen Strumpf an. Nessim spielt unter der Bettdecke. Grischa will nicht in den Kindergarten. Eberhard: »Warum willst Du denn nicht in den Kindergarten?« Grischa: »Will nicht.« Eberhard versucht sie zu überreden: »Sieh mal Grischa, wir können jetzt noch ein bißchen spazieren gehen und Kaugummi kaufen, und heute nachmittag hol ich Euch ab; dann holen wir zusammen den VW-Bus aus der Reparaturwerkstatt.« Grischa: »Ist der Bus fertig?« Eberhard erklärt, was an dem Bus kaputt ist. Grischa setzt sich aufs Bett und zieht sich mit Eberhards Nachhilfe an. Sie will nicht das Kleid, das Eberhard ihr hält. Sie will das mit den roten Punkten. Eberhard versucht ihr zu erklären, daß das Kleid schmutzig sei und gewaschen werden müsse. Grischa besteht auf dem rotgepunkteten. Eberhard zieht es ihr an. Nessim macht keine Anstalten, sich anzuziehen. Eberhard reicht ihm Hemd und Hose: »Hier, zieh Dich mal an.« Nessim: »Kann nicht, sollst mir helfen.« Eberhard: »Du kannst Dich doch selbst anziehen.« Nessim will nicht. Schließlich muß Eberhard ihn anziehen, weil die Zeit drängt. Er bringt die Kinder zum Kindergarten und holt sie um fünf Uhr wieder ab.

Jan hat Essen gekocht. Die Kinder essen mit den sieben Erwachsenen an einem Tisch. Grischa will sich selbst Nudeln auffüllen. Sie nimmt, sich eine Riesenportion und will immer noch mehr. Jan: »Iß doch erst mal, Du kannst Dir noch nehmen, wenn Du aufgegessen hast.« Nessim will nichts essen. Niemand redet ihm zu. Nachdem er einige Minuten den anderen zugesehen hat, nimmt er sich selbst etwas. Er läßt die Hälfte auf seinem Teller, steht auf und geht zu seinem Vater: »Will auf Deinen Schoß.«

Alle sitzen noch zwanzig Minuten plaudernd um den Tisch, die Kinder bauen sich inzwischen im Zimmer aus den Stühlen eine Eisenbahn. Dann sagt Jan zu ihnen: »Kommt, wir gehen jetzt mal in Euer Zimmer!« Die Kinder wollen aber noch nicht ins Bett gehen. Jan schlägt ihnen vor, erst zu baden und anschließend noch in ihrem Zimmer zu spielen. Grischa rennt schon ins Badezimmer vor, Nessim kommt etwas später nach. Nessim und Grischa sind lange in der Badewanne, spielen Boot, toben und plantschen den ganzen Fußboden voll. Nach dem Baden, Abtrocknen, ins Bett Tragen und Haare-Föhnen toben sie noch im Bett, kriechen unter die Decke, werfen Jan die Decke über den Kopf und protestieren anfangs, als er ihnen ein dunkelgrünes Tuch als Nachtbeleuchtung um die Lampe legt.



Die Kinder wollen, daß Jan noch dableibt und ihnen eine Geschichte erzählt. Nessim will etwas über Flugzeuge hören. Jan erzählt und wird häufig von Nessim unterbrochen, der die Geschichte nach seinen Wünschen und Vorstellungen verändert. Grischa ist in der Zeit eingeschlafen, Nessim ist noch länger wach und will, daß Eike noch kommt.

Noch ein Satz zum Protokoll: Wenn Eike und Marion zuhause sind, kommen sie regelmäßig abends ins Zimmer und beschäftigen sich noch etwas mit den Kindern.

Wir haben uns bemüht, auf die Lebensäußerungen der Kinder nicht dauernd mit Verboten und Aggressionen zu reagieren, auch wenn sie unseren eigenen bisherigen Vorstellungen von Sauberkeit und Ordnung nicht entsprachen. Dabei erlagen wir in der ersten Zeit häufig der Gefahr, die Abwehr der Kinder gegen eine bestimmte Forderung von uns manipulativ zu überwinden. (Vgl. im Protokoll, wie Eberhard versucht, Grischa von ihrem klar geäußerten Widerstand gegen den Kindergarten abzubringen, indem er sie mit dem Gespräch über den VW-Bus ablenkt.) Diese hinterhältige Art der Unterdrückung ist häufig bei liberalen Eltern anzutreffen, die sich scheuen, offen Verbote auszusprechen oder physischen Zwang auszuüben. Sie verschleiert dem Kind den objektiv vorhandenen Konflikt zwischen seinen Wünschen und den Forderungen der Eltern. Die aggressive Energie kann sich nicht mehr unverdrängt gegen die Quelle der Unterdrückung richten, sondern muß sich andere Auswege suchen. Das Kind wird bei einer solchen Erziehung dahin tendieren, entweder ziellos aggressiv zu sein oder die Aggression masochistisch gegen sich selbst zu richten, wie es sich im ständigen Nörgeln und Quengeln mancher Kinder äußert.

Durch unsere gemeinsamen Gespräche sind wir den Tendenzen, die kindlichen Bedürfnisse manipulativ zu überspielen, bald auf die Spur gekommen. Wo es uns unumgänglich schien, haben wir dann lieber klare Verbote ausgesprochen (und versucht, sie zu begründen), als die Kinder mit Tricks davon abzuhalten, bestimmte Dinge zu tun: Den Plattenspieler zu bedienen, im Arbeitszimmer zu spielen.

Auf wichtigen Gebieten hatten die Kinder einen weitaus größeren Freiheitsspielraum als in der bürgerlichen Familie. Wir versuchten ihre Spiele so wenig wie möglich zu beeinflussen und uns ihnen nicht mit gekauftem Spielzeug und Geschichtenerzählen aufzudrängen. Das mit Kinderspielzeug vollgestopfte Kinderzimmer ist das Korrelat zum Verbot, Dinge aus der Erwachsenenwelt als Spielmaterial zu benutzen. In der Kommunewohnung hatten die Kinder sehr viel Freiheit, Einrichtungsgegenstände (Matratzen, Stühle, Tische, Geschirr) in ihren Spielen zu verwenden. Es

erscheint uns wichtig für die Realitätsbewältigung im Spiel, daß gerade die bedrohlichen Dinge der Erwachsenenwelt ihrer festgelegten Funktion entkleidet werden und im Spiel eine neue Funktion erhalten (z. B. wenn Stühle zu einer Eisenbahn zusammengebaut werden). Wie aus dem Protokoll hervorgeht, wurden die Kinder nicht gezwungen, zu essen oder ihren Teller zu leeren. Wir ließen sie lieber schmutzige Kleidung anziehen, wenn sie das unbedingt wollten, und nahmen dafür die Mißbilligung der Kindergärtnerinnen in Kauf. Für uns war die Liebe des Kindes zu einem bestimmten Kleidungsstück wichtiger als der übertriebene gesellschaftliche Zwang zur Reinlichkeit. Bis in den Herbst haben die Kinder fast jeden Abend gebadet. Dadurch brauchten wir sie nicht zum Waschen anzuhalten, sondern konnten das gleiche Ziel erreichen, indem es quasi als Nebenprodukt einer für die Kinder sehr lustvollen Beschäftigung, des Badens, abfiel. Nur morgens, bevor die Kinder in den Kindergarten gingen, wischten wir ihnen das Gesicht ab und wuschen zusammen die Hände.

#### *Aa – Popo – Pipi. Die Reaktivierung der analen Phase*

Der Erziehung zur Sauberkeit kommt in unserer Gesellschaft eine zentrale Bedeutung zu bei der Herausbildung autoritätshöriger, Ich-schwacher Individuen. Die Psychoanalyse beschreibt die psychische Struktur, die besonders stark die Unterdrückungsmerkmale der Erziehung in der analen Phase des Kindes an sich trägt, als Analcharakter.

»Der Analcharakter ist dadurch gekennzeichnet, daß die Ich-Fähigkeiten, die zusammen mit der Verarbeitung der Anal-Lust erweitert werden sollen, nämlich die verschiedenen Ordnungsfunktionen, die auf der geregelten Beherrschung der Darmtätigkeit aufbauen, auf besonders rigide, rücksichtslose und unnachgiebige Weise durchgesetzt werden. Nirgends spürten wohl die sauberen, gewissenhaften und sozial eingeschüchterten Eltern die Unsozialisiertheit und die Triebhaftigkeit ihres Kindes so stark wie an dessen analen Freuden, an der Hartnäckigkeit, mit der es auf den Produkten dieser Körperzonen als geliebten Objekten beharrt. In der Weise, wie dem Kind diese Freuden angetrieben werden, werden auch seine Ich-Fähigkeiten auf eine bestimmte, nämlich verstümmelte Art ausgebildet. Diese erscheinen beim Analcharakter in seiner Pünktlichkeit, Gewissenhaftigkeit, in der verkümmerten Art, sexuellen Objekten zu begegnen, und in der Starrheit, von der alle seine Handlungen regiert werden.« (R. Reiche, *Sexualität und Klassenkampf*, S. 35)

Am Beispiel von Nessim läßt sich darstellen, daß es in der Kommune möglich war, einen Teil der Fehlentwicklungen aus früheren Entwicklungsphasen zu korrigieren. Nessim hatte mit eineinhalb Jahren gelernt,

seine Darmfunktionen zu beherrschen. Er war damals für sechs Wochen getrennt von seinen Eltern bei seiner Großmutter. Als Nessim in die Kommune kam, äußerte er Ekelgefühle gegenüber starkem Schmutz und hielt sich beim Essen und Spielen recht sauber. Sah er tierischen Kot auf der Straße, sagte er manchmal Pfui und regte sich auf, wenn er aus Versehen hineingetreten war. Nessim zeigte wenig Interesse für das Spielen im Schlamm, mit Knetgummi oder fürs Malen mit Farben. Wenn er malte, zeichnete er nur Konturen, selten füllte er eine Farbfläche aus. Beim Spaziergehen wollte er während mehrerer Wochen unbedingt vermeiden, auf die Trennungslinien zwischen den Steinplatten zu treten. (Wir kennen diesen Vermeidungszwang aus den Neurosen Erwachsener. Er tritt dort immer mit der Phantasie auf, es könne ein unlustvolles Ereignis vermieden werden oder ein gewünschtes eintreten, wenn man sich an die Zwangsregel halte. In vielen Kinderspielen gibt es Bewältigungsversuche dieses aus der Reinlichkeitserziehung herrührenden Zwanges, bestimmte Linien nicht zu übertreten. Beim »Himmel und Hölle«-Spiel etwa muß man versuchen, über verschiedene aufgemalte Felder zu hüpfen, ohne die Trennungslinien zu betreten. Wer gewinnt, kommt in den Himmel, der Verlierer muß in die Hölle. Die Kinder versuchen im Spiel, sich die von den Eltern geforderten Ordnungsvorstellungen anzueignen.)

Nessim war rationalen Argumenten sehr zugänglich und bereit, seine Wünsche zu unterdrücken, wenn die Erwachsenen ihm die Notwendigkeit intellektuell zu erklären versuchten.

#### *Aus einem Protokoll von Jan:*

Petra und ich essen, auf dem Tisch steht ein Rest Quarkspeise für uns. Nessim steht am Tisch und fragt uns sehr ernsthaft, ob wir jetzt äßen, ob wir denn auch später Quarkspeise äßen, und dann etwa: Wir sollten keine essen, er wolle sie haben. Wir fragen ihn, ob er nicht schon welche gegessen habe, wozu er kleinlaut ja sagt. Petra und ich essen weiter. Nessim sitzt die ganze Zeit am Tisch und spielt. Endlich kommen wir zu der fatalen Speise. Ich hatte mir schon vorgenommen, ihm noch was abzugeben, und halte ihm einen Löffel voll hin. Ich muß ihn erst ein paarmal anrufen, bevor er überhaupt reagiert. Dann macht er ein ernsthaft-trauriges Gesicht und sagt im gleichen Tonfall, irrsinnig vernünftig: Nein, ich hab doch schon. Ich frage: Willst Du noch mehr? Ich geb Dir noch was ab. Das akzeptiert er, kommt ganz fröhlich auf mich zu und will natürlich immer noch mehr haben.

Im Laufe der Kommune-Zeit wurde ein Teil der verdrängten Triebwünsche aus der Analphase reaktiviert und äußerte sich zum Beispiel im deutlichen Interesse für Kot. Nessim und Grischa ergötzten sich häufig am mehrmaligen Wiederholen solcher Wortspiele wie »Aa- Popo - Pipi«. Während eines Ferienaufenthaltes blieb Nessim vor jedem Misthaufen

stehen, sagte lustvoll »Kacke« und wollte wissen, von welchem Tier sie stamme. Wir gingen darauf ein, blieben ebenfalls jedesmal stehen und erklärten geduldig, das ist vom Pferd, das ist vom Esel. Wir versuchten, Nessims neuerwachtes Interesse für die Exkretion zu unterstützen und keine Ekelgefühle zu zeigen. Es erschien uns notwendig, Nessim nicht nur gewähren zu lassen, sondern wegen der bereits vorhandenen Fehlentwicklungen sein anales Interesse deutlich zu bejahen. Der günstige Einfluß zeigte sich nach zwei Jahren in der Kommune in einem weit weniger zwanghaften Verhältnis zur Reinlichkeit. Kot interessiert Nessim heute nicht mehr sonderlich, aber er äußert auch keine Ekelgefühle mehr. Seine Malweise ist großzügiger geworden. Er bemalt heute auch große Flächen mit kräftigen Farben. Zwangssymptome wie das oben geschilderte, nicht auf Striche zu treten, zeigen sich nicht. In seinem ganzen Verhalten ist er freier und ungehemmter geworden. Diese affektiv, nicht nur intellektuell bejahende Einstellung zur Analität war uns selbst erst möglich, als wir einige unserer eigenen verdrängten Triebregungen aus der Verdrängung befreit hatten (Eike zum Beispiel keine Ekelgefühle mehr hatte, wenn er den Spülstein säuberte).

#### *2. Phase: Lockerung der Fixierungen*

Beide Kinder standen beim Einzug in die Kommune monatelang unter dem schockartigen Eindruck, die Mutter verloren zu haben. Grischa entwickelte eine ungeheure Eßlust. Sie nahm ständig alle Gegenstände in den Mund und verlangte heftig nach einem Baby-Schnuller, mit dem sie auch auf der Straße herumliefe. Ihr Verschlingen von Nahrungsmitteln hatte einen deutlich aggressiven Zug. Diese Regression in die Betonung oraler Verhaltensweisen drückte den Wunsch aus, in einen Zustand vor der zeitweiligen Trennung von der Mutter zurückzukehren. Die aggressiven Impulse gegenüber der Mutter, die aus der Wut über ihr zeitweiliges Verschwinden rührten, konnte Grischa zunächst nicht offen äußern. Sie deuteten sich aber als Bestandteil der Eßlust, in deren aggressiv verschlingendem Charakter an. Wenn man auf Grischas Wünsche nicht einging, warf sie sich oft schreiend auf den Boden, rollte sich auf dem Bauch liegend zusammen und war überhaupt nicht anzusprechen. Faßte sie dann jemand an, so wehrte sie ihn strampelnd ab und brüllte: Laß mich!

Nessim wehrte in den ersten Monaten alle Zärtlichkeiten von Frauen ab. Wenn sie ihn streicheln oder in den Arm nehmen wollten, stieß er sie weg und sagte: Laß mich! Er fragte nie nach seiner Mutter. Wenn er etwas

haben wollte, brachte er sein Verlangen meistens in einem quengelnden, weinerlichen Ton vor. Beide Kinder wachten in der ersten Zeit fast jede Nacht schreiend auf. Es war nicht möglich, von ihnen herauszubekommen, was sie bedrückte. Auf Fragen gaben sie keine Antwort, sondern schrien nur krampfartig weiter.

Das Programm, die Fixierung der Kinder an ihren jeweiligen Elternteil allmählich etwas aufzulösen, ließ sich zunächst nicht verwirklichen. Bei Streitigkeiten zwischen den Kindern, Wünschen nach Zärtlichkeit oder in angsteinflößenden Situationen wandten sich die Kinder meistens doch an ihren jeweiligen Elternteil. Mit der Zeit zeigte sich aber, daß für die Kinder die Möglichkeit, im Alltagsleben Affekte gleichsam probeweise an anderen Erwachsenen auszulassen, ihnen erlaubte, allmählich Aggressionen gegen ihre Eltern zu äußern. Besonders Nessim hatte lange Zeit jede Aggressionsäußerung gegen seinen Vater vermieden.

*Aus einem Protokoll von Jan:*

»Nessim, Jan und Eike sitzen im großen Zimmer. Jan und Nessim balgen. Jan versucht, Nessim zu greifen, Nessim rennt weg, kommt langsam wieder und versucht, Jan zu hauen. Nessim ist ungeheuer intensiv an diesem spielerischen Balgen beteiligt, lacht, freut sich und braucht keine Rücksicht zu nehmen. Haut, so doll er kann, ohne irgendwelche Angst zu äußern. Plötzlich werden wir unterbrochen. Das Telefon klingelt und Jan geht ran. Eike versucht in der Zwischenzeit mit Nessim weiterzuspielen. Aber Nessim ist wie verwandelt: Er hört sofort auf, kann sich ganz offensichtlich mit Eike nicht balgen, verfällt in einen quengelnden Ton und sagt: Nein, nicht. Nach dem Telefon geht dagegen die Prügelei mit Jan sofort weiter.«

Heute schlägt Nessim auch Eike heftig oder beschimpft ihn, wenn er sich über ihn geärgert hat. Diese Fähigkeit, Aggressionen gegen den eigenen Elternteil zu äußern, entwickelte sich parallel mit der Fähigkeit, mit Liebesbedürfnissen sich auch an die anderen Erwachsenen in der Kommune zu wenden. Die Ausschließlichkeit der libidinösen Fixierungen an die Eltern lockerte sich in dem Maße, in dem die Beziehungen der Erwachsenen untereinander libidinöseren Charakter bekamen. Während der Zeit der Analyse erreichte die Gruppe den größten Grad an innerer Bindung und Stabilität. Die Integration war nicht mehr bloßes Programm, sondern wir entwickelten eine starke libidinöse Bindung aneinander. In dieser Phase wandten sich die Kinder immer häufiger mit ihren Bedürfnissen auch an andere Erwachsene. Sie konnten sie wenigstens teilweise als Ersatz-Eltern akzeptieren. Bei Nessim löste sich ein Teil der Abwehr gegen Frauen. Er ließ sich allmählich ihre Zärtlichkeiten gefallen und begann, Verlangen danach zu äußern. Grischa entwickelte eine starke zärtliche Bindung an Eberhard. Während in ihren Spielen bis dahin Nessim eindeutig domi-

niert hatte, der Grischa immer Handlangerfunktionen zuwies, begann Grischa jetzt eigene Spiele zu entwickeln. Das Hinwerfen und das nächtliche Schreien hörten auf. Je mehr die Erwachsenen in der Analyse ihre Affektsperrn durchbrachen, desto spontaner und weniger intellektualisiert wurde ihr Verhalten gegenüber den Kindern. Nachdem die Kinder in unserer Kommune zuerst mehr am Rande gestanden hatten, wandten wir ihnen jetzt immer größere Aufmerksamkeit zu. Die verdrängten Triebregungen, die uns in der Analyse bewußt wurden, entdeckten wir bei den Kindern wieder und entwickelten damit ein viel weiteres Verständnis für ihre nichtverbalen Lebensäußerungen. Die größere Sensibilität, die wir durch die Analyse und durch die intensive Beobachtung der Kinder erwarben, half uns, auch unsere eigenen verdeckten Wünsche und Bedürfnisse besser verstehen zu lernen.

*Aus einem Protokoll von Eike, 23. April 1968:*

Abends, beide Kinder liegen im Bett. Ich streichele Nessim, streichele dabei auch seinen Penis. Grischa: »Ich will auch einen Penis haben.« Ich versuche ihr zu sagen, daß sie doch eine Vagina habe, die man streicheln könne. Grischa wehrt ab: »Ich will auch nen Penis zum Pinkeln haben.« Mir fällt ein Gespräch mit dem Psychoanalytiker Hans Kilian ein, in dem wir hypothetisch über die Möglichkeit gesprochen hatten, daß der Penis nicht mehr von Männern als ihr ausschließliches Eigentum betrachtet zu werden brauchte. Ich sagte: »Grischa, du kannst doch Nassers [= Nessims] Penis haben. Du kannst doch seinen Penis streicheln!« Grischa geht sofort darauf ein, will Nassers Penis streicheln. Nessim wehrt erst ab, fürchtet wohl einen aggressiven Angriff auf seinen Penis durch Grischa. Ich sage, daß man den Penis ganz lieb streicheln müsse. Nasser ist jetzt einverstanden, will aber dafür Grischas Vagina streicheln. Grischa wehrt ab, ähnlich wie Nasser vorher. Ich sage, daß man die Vagina auch lieb streicheln müsse. Beide sind jetzt einverstanden, streiten sich aber, wer zuerst darf. Nasser ist einverstanden, daß Grischa zuerst seinen Penis streichelt. Disput darüber, wie oft Grischa ihn streicheln darf. Sie will »ganz viel Mal«, zählt an den Fingern ab. Nasser will nur einmal zulassen. Ich sage irgend etwas Vermittelndes. Grischa streichelt ganz zart mit einem Finger Nassers Penis, darauf Nasser ebenso zärtlich Grischas Vagina. Dann versuchen beide zu koitieren.

Die Fähigkeit von Eike, sich in die Situation der Kinder einzufühlen und ihre Angst vor dem Berührenlassen des eigenen Genitals zu überwinden, hängt sicher zusammen mit seinem eigenen Wiedererleben der Kastrationsangst in der Analyse und deren besserer Verarbeitung. Der Geschlechtsunterschied wird von den Kindern sehr früh bemerkt. Seine emotionale und rationale Verarbeitung gehört zu den wichtigsten Leistungen in der kindlichen Persönlichkeitsentwicklung. Wie aus dem Protokoll hervorgeht, versuchten wir uns so zu verhalten, daß der Geschlechtsunterschied von den Kindern nicht als angsteinflößende Bedrohung erlebt wurde, sondern als Möglichkeit, eine zärtliche Beziehung zu anderen aufzunehmen.

### *Nicht Duldung, sondern Bejahung der kindlichen Sexualität!*

Eine positive Einstellung zur kindlichen Sexualität bedeutet für uns nicht nur, daß man den Kindern offen die Sexualfunktionen erklärt, sondern daß man die von den Genitalien ausgehenden Lustempfindungen der Kinder affektiv bejaht.

»So geringfügig der Unterschied zwischen bloßer Duldung und Bejahung des kindlichen und puberilen Geschlechtslebens äußerlich erscheinen mag, für die psychische Strukturbildung im Zögling ist er entscheidend. Man muß die heute in kleinen Kreisen übliche duldende Einstellung der Erzieher als vollgültige Sexualverneinung ansprechen. Nicht nur empfindet das Kind die Duldung als das Nichtbestrafen von etwas im Grunde Verbotenem; das bloße Dulden oder »Gestatten« des sexuellen Spiels bietet kein Gegengewicht gegen den übermächtigen Druck der gesellschaftlichen Atmosphäre. Die ausdrückliche und unmißverständliche Bejahung des kindlichen Geschlechtslebens seitens der Erzieher dagegen vermag auch dann die Grundlage sexualbejahender Ichstruktur-Bestandteile zu werden, wenn sie die gesellschaftlichen Einflüsse nicht zu entkräften vermag. Diese Anschauung will als Kritik des Verhaltens derjenigen Psychoanalytiker gelten, die den wichtigen Schritt vom Dulden zum Bejahen nicht zu machen wagen. Die Auskunft, man müsse es den Kindern überlassen, ist nichts als eine Entlastung von Verantwortung . . . So wenig man etwas nicht organisch Gewolltes aufdrängen darf, so unerlässlich ist die Unterstützung von Tendenzen im Kinde oder Kranken, die in Richtung der sexuellen Ökonomie wirken. Zwischen Duldung der Geschlechtlichkeit und ihrer Bejahung wirkt die gesellschaftliche Sexualschanke. Sexualität bejahen heißt die Sexualschanke überschreiten.« (Wilhelm Reich, *Der Einbruch der Sexualmoral*, 2. Auflage 1935, Verlag für Sexualpolitik, Kopenhagen)

Wie bedeutsam die kindliche Sexualität für die Auffassung von sozialen Rollen und sozialen Fähigkeiten ist, geht aus dem folgenden Protokoll von Christel hervor:

25. Februar 1968, abends, die Kinder liegen im Bett, unterhalten sich mit Christel und Petra. Ausgangspunkt: Babies (interessierte Nessim schon häufiger).

Nessim: »Wie klein sind Babies?« (zeigt dabei mit den Händen, die er immer weiter zusammenführt)

Christel: »So groß sind sie ungefähr, wenn sie geboren sind.« (zeigt es mit den Händen)

Nessim: »Was ist das, geboren werden?«

Christel: »Die Babies sind erst ganz klein (zeigt) und wachsen dann im Bauch von der Frau – du hast doch sicher schon mal eine junge Frau auf der Straße gesehen, die einen sehr dicken Bauch hatte. Die hatte ein Baby im Bauch, und wenn es groß ist, dann kommt es da raus.« (zeigt wie groß)

Nessim: »Wie denn?«

Christel: »Durch die Vagina.«

Nessim: »Und wie kommt es in die Vagina? – Ich war aber nicht in der Vagina.«

Christel: »Nein, die Babies wachsen im Bauch von der Frau.«

Nessim: »Ich hatte auch ein Baby.«

Petra: »Nein, aber du warst selbst ein Baby . . .«

Christel: »Nur Frauen können Babies bekommen. Du weißt doch, daß Grischa eine Vagina hat und du einen Penis. Wenn sich ein Junge und ein Mädchen lieb haben, dann tut der Junge seinen Penis in die Vagina vom Mädchen. Wenn ihr größer seid, könnt ihr das auch machen. Dann fließen lauter Samenkörner aus dem Penis in die Vagina rein und dann wird da ein Baby draus. Das dauert aber eine ganze Weile, bis das Baby so groß ist, daß es da raus kommt.«

Nessim: »Die Grischa hat eine Vagina (zu Petra:) du auch?«

Petra: »Ja.«

Nessim: »Ich habe einen Penis, ich kann auch Autofahren.«

Petra: »Kann man denn nur Autofahren, wenn man einen Penis hat?«

Nessim: »Nur Jungen können Auto fahren.«

Petra: »Aber ich kann doch auch Auto fahren und bin ein Mädchen.«

Nessim: »Die Christel aber nicht!«

Petra: »Das kann sie aber doch lernen, wie du, da gibt es Schulen.«

Nessim: »Die Grischa kann das auch lernen?«

Petra: »Ja.« (erklärt ihm, wie man es lernt, daß es Lehrer gibt usw.)

Grischa war unterdessen sehr unbeteiligt, hörte zwar zu, aber offensichtlich nicht so interessiert wie Nessim.

Christel: »Grischa, hast du eben gehört, was ich erzählt habe?«

Grischa: »Ja, aber jetzt erzähle ich mal was, ja? Aber erst müssen die ruhig sein.« (sagt irgend etwas vollkommen Beziehungsloses)

Christel: »So, legt euch mal wieder hin, soll ich noch was erzählen?«

Nessim: »Ja, von Lehrern und Autofahren.«

Christel: »Soll ich nicht mehr von den Babies erzählen, hast du alles verstanden?«

Nessim: »Nein, nur von Lehrern und Autofahren . . .«

Nessim zeigt uns hier deutlich, wie die Besetzung von Dingen mit sexueller Energie vor sich geht. Die mit dem Autofahren verbundene Autonomie, das Gefühl von Stärke und Überlegenheit verknüpft Nessim in seiner Phantasie mit dem Besitz des männlichen Genitals. Wir erleben hier, wie die angebliche soziale Unterlegenheit der Frau, ihr Mangel an Autonomie und Aktivität psychisch motiviert wird durch die kindliche Minderbewertung des weiblichen Genitals. Diese Minderbewertung ist Ausdruck der jahrtausendelangen Unterdrückung der Frauen durch die Männer. Sie wird in der Erziehung ständig reproduziert, indem den Jungen bestimmte, als männlich geltende Tätigkeiten vorgeschrieben werden, während die Mädchen sich nach den traditionellen Erziehungsmethoden vorwiegend mit passiven, hausfraulichen Rollenspielen beschäftigen sollen. Die übertriebene Wertschätzung des männlichen Genitals führt einerseits zur psychischen Minderbewertung der Frau; andererseits steigert sie beim Jungen die Angst, des hochgeschätzten Organs durch Kastration beraubt zu werden, also so zu werden wie die Frauen. In der durchschnittlichen Erzie-

hung wird der Geschlechtsunterschied den Kindern so erklärt: »Jungen haben eben einen Penis, die Mädchen haben keinen.« Damit wird der Geschlechtsunterschied konzentriert auf das sichtbare Haben oder Nicht-haben eines Organs.

Wir haben uns dagegen bemüht, den Kindern die funktionale Gleichwertigkeit des männlichen und weiblichen Genitals für den Lustgewinn zu bestätigen und gleichzeitig eine Bewertung der verschiedenen Spiele der Kinder nach angeblichen männlichen oder weiblichen Rollenzugehörigkeiten zu vermeiden. (Dieses Verhalten wurde uns erleichtert durch den Abbau der Festlegung geschlechtsspezifischer Tätigkeiten in unserem Alltag.) Wir meinen dadurch der Fetischisierung von Konsumgütern als sexuellen Ersatzobjekten entgegenwirken zu können. Das Auto wird u. a. deswegen zum Liebesobjekt, weil man sich durch seinen Besitz unbewußt einen starken und eindrucksvollen Penis verschafft. Wenn die Angst vor dem Geschlechtsunterschied verringert ist, wird eine realere Befriedigung in genitalen Beziehungen möglich. Das Auto – wie andere Konsumgegenstände auch – kann sachlicher als Gebrauchsgegenstand gesehen und auf seinen Gebrauchswert auch kritisch überprüft werden. Dies läßt sich am Autofahren selbst zeigen: Während die Kinder früher unbedingt immer unser Auto im Straßenverkehr fahren wollten (das Lenken haben wir ihnen nach Möglichkeit erlaubt), sind sie allmählich dazu übergegangen, ihre Wunschphantasien im Spiel zu verwirklichen. Sie haben akzeptiert, daß Autofahren die Fähigkeiten eines Erwachsenen erfordert.

Bei einer bejahenden Einstellung zur Sexualität der Kinder wird sich früher oder später das sexuelle Interesse der Kinder auch auf die Genitalien der Erwachsenen richten. Hier ist dann auch meist in der »freien Erziehung« die Grenze, die die eigenen Hemmungen der Erwachsenen der sexuellen Wißbegier der Kinder setzen.

*Protokoll von Eberhard, 4. April 1968*

Nach dem Ausziehen kommt Grischa zu mir: »Will bei dir schlafen.« Da ich müde und frustriert bin, lege ich mich angezogen zu ihr aufs Bett, will sie möglichst schnell einschläfern. Grischa hält mich mit Zeitungsblättern und Warum-Fragen wach. Ich darf die Augen nicht zumachen. Auf Fragen nach dem Grund, was ich denn sehen soll, antwortet sie nicht mit Worten. Sie ist nur sehr unruhig, reibt die Beine aneinander, steckt sich die Decke dazwischen, zieht wiederholt an Pullover und Strumpfhose. Ich finde keine Möglichkeit, auf ihr sexuelles Interesse einzugehen, und nach zwanzig Minuten zieht sie frustriert mit ihrem Kopfkissen wieder in ihr Zimmer ab. Als ich ihr folge, schickt sie mich zuerst raus, dann soll ich Geschichten erzählen, dann mich zu ihr legen. Nasser ist schon beim Einschlafen, deshalb flüstert sie mir irgendwelche Fragen zu, die ich nicht verstehe. Es gelingt mir nicht, ein Schlafbedürfnis bei ihr zu wecken. Als ich sie

frage, ob sie in ihrem Zimmer oder bei mir schlafen will, geht sie freudig in mein Zimmer. Ich lege mich in Unterhose und Unterhemd zu ihr aufs Bett.

Grischa sagt, sie braucht keine Decke zum Einschlafen. Außerdem soll ich nicht die Augen zumachen. Dann will sie mich streicheln, Hände und Gesicht. Ich darf sie erst streicheln, wenn sie gestreichelt hat, dann auch nur kurz. Zum Bauchstreicheln muß ich mein Hemd hochziehen. Ich liege auf dem Rücken. Grischa streichelt meinen Bauch, wobei sie meine rausstehenden Rippen als Brüste versteht. Ich erkläre ihr, daß das Rippen sind, ich nur eine flache Brust und Brustwarzen habe. Sie streichelt meine und zeigt mir ihre Brustwarzen. Wir unterhalten uns über die Brust von Mädchen, wenn sie älter sind. Dann will sie meinen »Popo« streicheln. Ich muß mich umdrehen. Sie zieht mir die Unterhose runter und streichelt meinen Popo. Als ich mich wieder umdrehe, um den ihren wie gewünscht zu streicheln, konzentriert sich ihr Interesse sofort auf »Penis«. Sie streichelt ihn und will ihn »zumachen« (Vorhaut über die Eichel ziehen), bis ich ganz erregt bin und mein Pimmel steif wird. Sie strahlt und streichelt ein paar Minuten lang mit Kommentaren wie »Streicheln! Guck ma Penis! Groß! Ma ssumachen! Mach ma klein!« Dabei kniet sie neben mir, lacht und bewegt vom ganzen Körper nur die Hände. Ich versuche ein paarmal, sie zaghaft auf ihre Vagina anzusprechen, sage, daß ich sie auch gern streicheln würde, wodurch sie sich aber nicht unterbrechen läßt. Dann kommt doch eine »Reaktion«: Sie packt meinen Pimmel mit der ganzen linken Hand, will sich die Strumpfhose runterziehen und sagt: »Ma reinstecken.« Ich hatte zwar sowas erwartet (Marion hatte von Badewannenspielen erzählt, wo Nasser seinen Pimmel vor Grischas Bauch hielt und sie sich so zurückbeugte, daß man »Penis in Vagina reinstecken« konnte, was aber mangels Erektion nicht gelang), war dann aber doch so gehemmt, daß ich schnell sagte, er sei doch wohl zu groß. Darauf gibt Grischa sofort ihre Idee auf, läßt sich aber die Vagina sehr zurückhaltend streicheln. Dann holt sie einen Spiegel, in dem sie sich meinen Pimmel und ihre Vagina immer wieder besieht. Nach erneutem Streicheln und Zumach-Versuchen kommt wieder der Wunsch »Reinstecken«, diesmal energischer als vorher. Ich: »Versuch's mal!« Sie hält meinen Pimmel an ihre Vagina und stellt dann resigniert fest: »Zu groß.«

Das sexuelle Interesse der Kinder, wenn es nicht durch Einschüchterungen und Verbote gehemmt wird, geht bis zu koitusähnlichen Nachahmungen der Erwachsenensexualität. Wie aus dem Protokoll hervorgeht, realisieren die Kinder selbst die Unmöglichkeit, ihre genitalen Wünsche mit Erwachsenen zu befriedigen. Daß die Kinder diese Erfahrung wirklich ausleben konnten, hatte zur Voraussetzung, daß die Erwachsenen nicht nur keine Verbote aussprachen, sondern ihre eigenen Hemmungen überwinden konnten. Die bewußt gemachte eigene Erfahrung wirkt für die Kinder als Antrieb, ihre genitale Sexualität realitätsgerechter mit gleichaltrigen statt mit Erwachsenen zu befriedigen. Vorbedingung dieser besseren Realitätsbewältigung ist, daß die Kinder im Kinderkollektiv aufwachsen.

Der städtische Kindergarten erfüllt nicht nur diese Bedingung nicht, sondern wirkt sich auch auf die Entwicklung der Kinder hemmend aus. Unsere Kinder waren zunächst recht gerne im Kindergarten. Nach wenigen Wochen aber zeigten sie immer deutlicher ihre Abscheu davor. Sie weigerten sich morgens, sich anzuziehen, wollten unbedingt zuhause bleiben und mußten fast jeden Tag überredet werden, mitzugehen. Grischa setzte sich dann häufig auf der Straße hin, sagte »will nicht in Kinnegarten« und brüllte, wenn man sie aufhob. Wenn wir die Kinder nachmittags abholten, waren sie meistens sehr aggressiv gegeneinander. Sie stritten sich zum Beispiel, wer an der rechten Hand gehen durfte, wollten unbedingt Kaugummi oder Süßigkeiten haben oder auf dem Arm getragen werden. Sie suchten Anlässe, aufeinander einzuschlagen. Es dauerte meistens eine Stunde, bis sie nach dem Kindergarten fähig waren, konzentriert zu spielen. Um der im Kindergarten aufgespeicherten Wut ein Ventil zu öffnen, fiel uns manchmal nichts besseres ein, als die Kinder zu ermuntern, mit dem Hammer Flaschen zu zerschlagen. Zuhause wollten sie sich meistens sofort nackt ausziehen. Es kam nie vor, daß sie im Kindergarten begonnene Spiele zuhause fortsetzten. Auf unsere Fragen, was sie im Kindergarten gemacht hätten, gaben sie nur spärliche oder gar keine Antwort.

Unsere eigene Beobachtung beim Hinbringen und Abholen der Kinder zeigte uns, daß der Kindergarten nichts anderes war als eine Aufbewahr- und Dressuranstalt. Die Kinder waren in winzigen Zimmern zusammengepfercht. Die Spielmöglichkeiten waren weitgehend begrenzt auf das Spielen an Tischen. Ein trostloser Hinterhof, der mit einigen Stangen und Sandkästen ausgerüstet war, diente als Spielplatz. Es gab keinen eigenen Schlafraum, sondern mittags wurden militärähnliche Feldbetten in die Zimmer gestellt und nach der Mittagsruhe wieder weggeräumt. Eine einzige Kindergärtnerin mußte sich um mindestens zwölf Kinder (manchmal über zwanzig) kümmern. Unter diesen Bedingungen konnte sie bei subjektiv bestem Willen unmöglich auf die Bedürfnisse der Kinder eingehen – das im bürgerlichen Charlottenburg; wir wissen, daß es in anderen städtischen Kindergärten viel schlimmer aussieht. Die Kindergärtnerinnen stellten für die Kinder wesentlich eine disziplinierende, verbietende und gebietende Instanz dar. Sie ordneten meist die Spiele an, die gespielt werden sollten. Längere Spielabläufe waren unmöglich; die Spiele wurden immer wieder durch den starren Tagesplan unterbrochen. Alle an sich lustvollen Betätigungsmöglichkeiten der Kinder verkehrten sich im Kindergarten in demütigende, unlustvolle Zwangshandlungen. Gegessen

wurde unter dem Zwang, alles aufessen zu müssen. Der letzte beim Essen wurde als »Bummellettler« gedemütigt. Das Essen war damit zu einer Art Leistungskonkurrenz gemacht. Für die Kinder war es nicht möglich, sich dann auszuruhen, wenn sie das Bedürfnis danach verspürten, sondern die Mittagsruhe wurde für alle durchgesetzt, auch wenn die Kinder nicht müde waren. Der objektive Grund dürfte darin liegen, daß die zwei Stunden für die überlasteten Kindergärtnerinnen eine Möglichkeit waren, sich selbst etwas zu erholen. Den Kindern wurde kommandiert: Augen zu! Jeder Kontakt zwischen den Kindern war während der Mittagsruhe verboten. Das Interesse der Kinder an ihrer Sexualität und an ihren Körperfunktionen wurde ständig abgeschnitten. Wir haben beim Abholen mehrfach erlebt, daß Kinder aus dem Klosett gescheucht wurden, wenn sie anderen Kindern beim Austreten zuschauen wollten. Die kindlichen Bedürfnisse mußten ständig in Abhängigkeit von verbietenden Erwachsenen artikuliert werden. Die Kinder konnten nicht lernen, ihre eigenen Bedürfnisse mit denen der anderen Kinder abzustimmen.

Ein Kinderkollektiv sollte es den Kindern erleichtern, soziales Verhalten einzuüben. Dabei werden sie erfahren, daß die Durchsetzung des eigenen Interesses die individuellen Bedürfnisse eines anderen Kindes einschränken kann. Die Erfahrung dieses Konflikts ist notwendig für die Entwicklung intensiver Beziehungen unter den Kindern. Im städtischen Kindergarten wurden alle diese Möglichkeiten von vornherein abgebrochen.

### *3. Phase: Sozialistischer Kinderladen*

Für die Kinder wurde der Widerspruch zwischen der relativ großen Freiheit in der Kommune und der strikten Disziplin und Unterdrückung im Kindergarten immer unerträglicher. Dieser Widerspruch wurde um so größer, je spontaner sich unsere Beziehungen zu den Kindern entwickelten, je mehr sie also ihre Bedürfnisse in der Kommune befriedigen konnten. Wir selbst wurden dadurch immer mehr auf die Notwendigkeit gestoßen, ein unseren Vorstellungen entsprechendes Kinderkollektiv selbst zu schaffen. Anfang Februar 1968 legten wir als erstes Produkt unserer Überlegungen V. Schmidts Bericht über das Moskauer Kinderheim neu auf, um die Diskussion über die Probleme der Kindererziehung zu intensivieren. In dem Vorwort zu dieser Broschüre hatten wir unsere Vorstellung eines Kinderkollektivs beschrieben. Wir dachten an ein Kinderheim, in dem die Kinder auch übernachteten sollten. Diese Vorstellung traf sich mit der Arbeit des Aktionsrates zur Befreiung der Frau, der etwa zur gleichen Zeit in

Neukölln und Schöneberg die ersten beiden Kinderläden gegründet hatte. Leerstehende Läden wurden gemietet, renoviert und für Kinder eingerichtet. In den Läden waren ca. acht Kinder und täglich abwechselnd zwei Elternpersonen. In den nächsten Monaten wurden in anderen Stadtteilen neue Läden gegründet.

Da unser aufwendiger Plan eines Kinderheims auf psychoanalytischer Grundlage in absehbarer Zeit überhaupt nicht zu verwirklichen war, wir andererseits unsere Kinder nicht länger in den städtischen Kindergarten schicken wollten, begannen wir im April die vorbereitenden Diskussionen für einen weiteren Kinderladen. Bis zur Beschaffung geeigneter Räume beschlossen wir, täglich gemeinsame Ausfahrten mit allen Kindern an die Havel zu organisieren. Die meisten Kinder wollten bei diesen Ausfahrten nur mitgehen, wenn ihre Eltern oder wenigstens ein Elternteil mitkam. In der ersten Zeit fuhrten daher die Eltern mit, um die Kinder an diese neue Erfahrung zu gewöhnen. Ihre Angst, mit anderen Erwachsenen und Kindern wegzufahren, war nicht durchgehend eine neurotische Trennungsangst, sondern entstand in dieser neuen Erfahrung, mit vielen fremden Kindern und Erwachsenen zusammenzusein. Nach einigen Wochen war bei den meisten Kindern diese Angst verschwunden, nur die kleineren Kinder (2–3 Jahre alt) und einige der älteren bestanden darauf, daß ihre Eltern mitfuhren. Unsere Kinder hatten in diesem Punkt keine Schwierigkeiten. In den wöchentlich stattfindenden Diskussionen der Eltern hatten wir von Anfang an die Auffassung vertreten, daß wir eine »neutrale« Person für die Kinder finden müßten, die kontinuierlich mit den Kindern rausfährt und später im Kinderladen ist. In diesem Punkt unterschieden wir uns von den Vorstellungen und der Praxis der anderen Kinderläden, in denen sich die Eltern täglich in der Aufsicht abwechselten. Die Erfahrungen der täglichen Ausfahrten bestätigten unsere Auffassung. Vor allem die Kinder, deren Eltern im täglichen Wechsel mit rausfuhren, hatten durchgehend besondere Schwierigkeiten: sie waren besonders aggressiv, mußten sich ihrer Mutter oder ihres Vaters ständig versichern, konnten es teilweise nicht ertragen, wenn sich die anderen Kinder mit ihren Bedürfnissen an ihre Eltern wandten, und hatten an diesem Tag Schwierigkeiten, mit den anderen Kindern zu spielen; meistens wollten sie ihren Eltern etwas vorspielen.

Für die Eltern war diese Situation ebenfalls neu. Sie hatten vor allem Schwierigkeiten, sich ihren eigenen Kindern gegenüber wie gewöhnlich zu verhalten, und verfielen in eine zwanghafte Neutralität, indem sie versuchten, ihr eigenes Kind genauso zu behandeln wie die anderen. Das intensivierte natürlich die Angst des eigenen Kindes. Etwa einen Monat

nach Beginn der gemeinsamen Ausfahrten hatten wir eine Kindergärtnerin gefunden, die seitdem kontinuierlich mit den Kindern zusammen ist. Sie hatte ihre Arbeit im städtischen Kindergarten aufgegeben, weil sie durch die objektiven Arbeitsbedingungen dort gezwungen war, die Kinder ständig zu reglementieren. In Zusammenarbeit mit den Eltern versuchte sie den Kinderladen so aufzubauen, daß die Kinder hier ein größeres Maß an Freiheit und Eigeninitiative entwickeln konnten. (Die bisherigen praktischen und theoretischen Ergebnisse der Kinderläden werden vom Zentralrat der sozialistischen Kinderläden Westberlins in einer Broschürenreihe laufend veröffentlicht. Dort erscheint auch eine ausführliche Broschüre über diesen Kinderladen.)

Für die Kinder war die Kindergärtnerin im wesentlichen eine Person, die wenig Einschränkungen und Verbote aussprach, sondern sie zu lustvollen Betätigungen anregte. Die Kinder entwickelten nach kurzer Zeit eine große Zuneigung zu ihr und gingen außerordentlich gerne in den Kindergarten. Durch diese libidinöse Bindung an die Kindergärtnerin konnte ein Teil der angstbestimmten Bindung an die Eltern abgebaut werden. Erst dadurch war es möglich, daß die Kinder auch stabilere Beziehungen untereinander aufbauten und so ein Kollektiv entstand, das ein eigenes Selbstverständnis hatte.

### *Kommune und Kinderladen*

Nachdem sich die Kinder so näher kennengelernt hatten, äußerten Nessim und Grischa häufig den Wunsch, bei anderen Kindern zu übernachten. Wenn es möglich war, haben wir dieses Interesse immer unterstützt. Die anderen Kinder freuten sich, wenn Nessim und Grischa oder einer von beiden bei ihnen übernachten wollte. Bald nachdem die Kinder täglich in den Kinderladen gingen, wollten auch die anderen Kinder häufig mit anderen Kindern nach Hause gehen. Aber sie wollten dort nie übernachten. In der ambivalenten Haltung zwischen dem Bedürfnis, mit anderen Kindern auch nach dem Kinderladen zusammenzusein, und der Ablehnung, dort auch zu übernachten, überwog in der ersten Zeit die Angst vor der Trennung von den Eltern. Nach einem halben Jahr kontinuierlicher Erfahrung im Kinderladen hat sich diese Angst der Kinder deutlich verschoben. Nessim, Grischa und S. übernachteten gerne und häufig bei anderen Kindern. Wenn sie morgens in den Kinderladen kommen, werden sie oft von den anderen Kindern gedrängelt, doch abends mit ihnen nach Hause zu kommen. Manchmal versprechen sie den dreien oder einem von ihnen

auch irgendwas, wenn sie abends mitkommen. Hierin wird deutlich, daß die anderen Kinder ein sehr starkes Bedürfnis haben, auch abends mit anderen Kindern zusammenzusein. Dennoch wollen sie nicht woanders übernachten oder nur, wenn ihre Eltern dabei sind. Die Kinder müssen sicher sein, daß ihre Eltern das Zusammenschlafen wirklich bejahen. Bei den Eltern, deren Kinder nicht in anderen Wohnungen schlafen wollen, darf man annehmen, daß sie es unbewußt ablehnen, ihre Kinder nachts nicht zu Hause zu haben.

Von den Kindern geht also deutlich der Wunsch aus, das Kinderkollektiv über das Zusammensein im Kinderladen hinaus auszudehnen. In der Gruppe der Eltern gibt es ähnliche Tendenzen. Seit langem wird diskutiert, ob die bisher nicht in Wohnkollektiven lebenden Erwachsenen ebenfalls in Kommunen zusammenziehen sollten. Ausnahmslos in allen am Kinderladen beteiligten Kleinfamilien gab es von Anfang an starke Spannungen zwischen den Ehepartnern. Im Laufe der Zusammenarbeit im Kinderladen ist eigentlich allen klargeworden, daß diese Ehen nicht mehr aufrechtzuerhalten sind. Jahrelang eingeschliffene Reaktionsweisen gegenüber den Kindern wurden in der gemeinsamen Arbeit des Elternkollektivs in Frage gestellt. Auf einer der ersten Besprechungen konnte eine Mutter von ihrem vierjährigen Sohn noch behaupten: »Er interessiert sich überhaupt nicht für seinen Penis. Manchmal faßt er ihn an und sagt, er tue ihm weh. Aber er läßt sich dann sofort davon ablenken.« Oder ein anderes Elternpaar: »Wir schlafen immer nackt zusammen vor unseren Kindern. Die interessieren sich gar nicht dafür.« Die Wahrnehmung offen sexueller Interessen bei anderen Kindern im Kinderladen und die gemeinsamen Diskussionen darüber führten dazu, daß die Eltern die sexuellen Äußerungen ihrer eigenen Kinder bald nicht mehr verdrängen konnten.

#### *Kinder als Konfliktableiter*

In fast allen Ehen übernehmen die Kinder im psychischen System ihrer Eltern die Funktion, als Projektionswand ihrer eigenen Konflikte, Ängste und Sehnsüchte zu dienen.

»So findet sich also die Übertragung auch in der affektiven Beziehung zwischen Eltern und Kind. Eltern mit chronischen neurotischen Konflikten neigen oft unbewußt dazu, mit Hilfe ihres Kindes eine alte traumatische Konstellation neu zu beleben. Sie bringen dem Kind Gefühle entgegen, mit denen sie eigentlich gar nicht das Kind selbst meinen, sondern einen anderen, vielleicht längst entschwundenen Partner. Das Kind muß völlig unschuldig zum stellvertretenden Repräsentanten für jene Figur des biographischen Hintergrundes herhalten. Es wird

ihm dessen Rolle aufgenötigt. Begünstigt werden solche Eltern-Kind-Übertragungen dadurch, daß sich beim Kind tatsächlich bestimmte Einzelmerkmale finden, die den Merkmalen der Partnerfiguren entsprechen oder zumindest sehr ähnlich sind, von denen Vater oder Mutter unbewußt die Brücke zum Kind zu schlagen trachten.« (Horst-Eberhardt Richter: *Eltern, Kind und Neurose*, Rowohlt 1969, S. 76)

Diese unbewußten Übertragungen finden sich regelmäßig auch bei nicht offen neurotischen Eltern. Im Elternkollektiv und in der Beobachtung anderer Kinder wurde ein Teil der unbewußten Projektionen dem Bewußtsein zugänglich. Die Eltern waren damit mehr gezwungen, ihre eigenen Konflikte aneinander auszutragen, statt sie an den Kindern abzureagieren. Die kontinuierliche Sicherheit, die der Kinderladen für die Kinder darstellt, und die Tatsache, daß die Eltern sich nicht mehr ausschließlich allein um die jeweiligen Kinder kümmern müssen, bot die Basis dafür, ständig unterdrückte Ehekonflikte offen ausbrechen zu lassen. Die Frage »was wird aus den Kindern, wenn wir unsere Ehe lösen?« hat einiges von der realen und psychisch motivierten Angst verloren, seitdem im Kinderladen eine kollektive Verantwortlichkeit für die Kinder sich herauszubilden begonnen hat. Vor allem für die Frauen bedeutet das eine Freisetzung von dem Zwang, sich ständig mit den Kindern beschäftigen zu müssen. Das vorläufige Ziel, das dem Aktionsrat zur Befreiung der Frau bei der Gründung der Kinderläden vorschwebte, beginnt sich zu realisieren: Die Entlastung der Frau gibt dieser die Möglichkeit, ihre eigenen Interessen zu erkennen und sie auch gegen den Widerstand des Mannes durchzusetzen.

#### *4. Phase: Ausdehnung des Kollektivs*

In der Kommune 2 gibt es inzwischen Ansätze zu einem weitergehenden Kinderkollektiv. Aus dem Kinderladen sind noch zwei gleichaltrige Mädchen und drei Erwachsene hinzugekommen. (Zwei aus der früheren Kommune leben heute in anderen Wohnkollektiven.) Unsere früheren, einigermaßen utopischen Vorstellungen eines Kinderkollektivs haben durch die Praxis im Kinderladen und in der Kindergruppe bei uns erhebliche Revisionen erfahren. Im Anfang hielten wir es für möglich, daß die Kinder ein sich selbst regulierendes Kollektiv bilden könnten, das wesentlich seine eigenen Spielinteressen entwickelt und Konflikte in der Gruppe selbst regelt. Wir stellten uns vor, daß die Erwachsenen möglichst wenig eingreifen sollten und die Kindergruppe dadurch eine gewisse Autonomie und Widerstandsfestigkeit gegen die Erwachsenen entwickeln könnte.

Im Verhalten gegenüber der Außenwelt kann man bei der Kindergruppe



in der Tat eine gewisse Resistenz gegen repressives Verhalten Erwachsener feststellen.

*Kinderladen-Protokoll, November 1968*

T., die Kindergärtnerin, geht mit den Kindern über einen Rasen im Park. Ein Parkwächter kommt. Er sagt zu T.: »Das geht nicht. Ich hole die Polizei. Sie sind doch Aufsichtsperson und haben dafür zu sorgen, daß die Kinder nicht auf den Rasen gehen.« T.: »Was schadet das dem Rasen, wenn die Kinder darüber laufen oder darauf spielen?« Die Kinder rufen zu mehreren: »Das ist ein doofer Mann. Du doofer Mann.« Sie fragen den Parkwächter: »Warum dürfen wir nicht darauf spielen?« Der Parkwächter schreit die Kinder an: »Ich hole die Polizei. Geht da sofort runter!« Die Kinder gehen weiter auf den Rasen und sagen: »Wir spielen jetzt aber da.« Der Parkwächter steigt wutentbrannt auf sein Fahrrad und fährt weg.

Inwieweit kann das Kinderkollektiv aber auch eine psychisch entlastende und Realitätserkenntnis fördernde Funktion in den Konflikten mit den entscheidenden Bezugspersonen, den Eltern übernehmen? Unsere Erfahrungen zeigen, daß die zentralen Konflikte nach wie vor an den Eltern ausgetragen werden. (Das gilt – einschränkend – für die bisher empirisch einzig belegbare Erfahrung mit Kindern, die bereits längere Zeit in Kleinfamilien gelebt hatten, bevor sie in Kommunen oder Kinderkollektive eintraten.) Wir haben also zu fragen, welche günstigen Randbedingungen Kommune und Kinderkollektiv für eine ichstärkende Austragung dieser Konflikte haben können. Voraussetzung dafür ist, daß die Eltern eine affektiv bejahende Einstellung zum Kinderkollektiv haben und nicht unbewußt die Kinder an sich zu binden suchen (vgl. oben das Beispiel vom Übernachten in anderen Wohnungen). Die positive Einstellung der Eltern wiederum hängt ab vom Maß ihrer Integration in Kommune oder Kinderladen-Kollektiv. Für die erfolgreiche Integration lassen sich abstrakt zwei Voraussetzungen angeben: 1. ein erhebliches Maß an gemeinsamen Interessen; 2. die Entwicklung von Methoden, mit denen eine höhere Sensibilität gegenüber den Emotionen der anderen Gruppenmitglieder erreicht werden kann.

In der Kommune 2 bestand immer die Schwierigkeit, daß niemals alle Individuen ein gemeinsames produktives Interesse (z. B. an politischer Arbeit) hatten. Außerdem war unser Versuch, affektlösende und bewußtseinsweiternde Methoden zu finden, im wesentlichen auf die Gruppenanalyse konzentriert, die – wie oben geschildert – abgebrochen wurde. Die Entwicklung anderer Methoden (gemeinsame Rollenspiele, kollektive Einnahme bewußtseinsweiternder Drogen) steht erst am Anfang. Es gab daher bei uns eine relativ starke Fluktuation. Im Februar ist die Mutter von Grischa ausgezogen, um eine Zeitlang zusammen mit anderen

ohne Kinder zu wohnen, während Grischa bei uns blieb. Unter diesen einschränkenden Bedingungen läßt sich der positive Einfluß von Kommune und Kinderkollektiv bei den zwei Kindern, die seit fast zwei Jahren in der Kommune leben, nicht restlos empirisch belegen. Aber es gibt doch Hinweise dafür, daß bei der Bewältigung entscheidender kindlicher Konflikte das Kinderkollektiv eine wichtige Hilfe bietet.

Das aktuelle Problem von Grischa, daß ihre Mutter nicht mehr in der Kommune wohnt, kann von Grischa im Kinderladen deutlich ausgesprochen und ausagiert werden. Sie verfällt seit dem Auszug ihrer Mutter manchmal in Wutanfälle. Die Kinder fragen dann die Kindergärtnerin T.: »Was hat die Grischa?« T. erklärt dann, daß Grischa traurig sei, weil ihre Mutter nicht mehr in der Kommune wohne. Daraufhin gehen meistens mehrere Kinder zu Grischa, streicheln und trösten sie. Die Kinder versuchen, Grischa wieder in ihre Spiele einzubeziehen.

*Protokoll vom 17. und 18. April*

Die Kindergärtnerin ist abends in der Kommune. Grischa will T. eine Geschichte erzählen von einer »komischen Frau«. Sie erzählt: »Die Frau hat eine weiße Nase und einen roten Mund. Und so Augen wie die Grischa. Aber die Farbe ist ganz hellblau. Und ganz bunte Haare. Das ist ja ne Hexe. Die Schuhe sind gold und silber. Und der Rock ist auch ganz bunt. Und sie hatte eine Bluse an. Da ist ja ein Baby drauf. Ist das nicht komisch, eine Bluse mit nem Baby?« Am nächsten Tag im Kinderladen: Grischa spielt Fernsehapparat. Sie sagt: »Ich kenne eine ganz komische Hexe.« Sie wiederholt die Aufzählung vom vorherigen Abend und sagt abschließend: »Das ist die Mami.«

Danach spielt sie Familie (wie häufig in der letzten Zeit) mit I. Sie kochen zusammen. Dann redet Grischa immer von ihrem Baby. I. hat sich auf die Matratze gelegt, den Daumen in den Mund genommen, sich zudecken und streicheln lassen. Grischa geht zu den anderen Kindern und fordert sie auf, sich ihr Baby anzusehen. Als die Mutter von I. kommt, um ihn abzuholen, sagt Grischa: »Ich muß jetzt mein Baby anziehen. Wir gehen nach Hause.« Eberhard kommt, um Grischa abzuholen. Grischa sagt: »Guck mal, das ist mein Baby. Ich muß bei meinem Baby schlafen.« Eberhard versichert ihr, daß sie bei I. schlafen könnte, fragt später aber noch mal: »Willst du nicht doch mit nach Hause kommen?« Grischa: »Nein, ich komme aber morgen wieder. Kannst mich morgen abholen.«

Im Kinderkollektiv gelingt also den Kindern selbst bei einem traumatischen Konflikt (wie dem Verschwinden der Mutter aus dem unmittelbaren Lebensbereich des Kindes) eine realitätsgerechtere Verarbeitung. Grischa identifiziert sich mit einer Mutterfigur. Gleichzeitig kann sie ihre Wut auf ihre reale Mutter aussprechen, indem sie sie als Hexe bezeichnet. Sie braucht also den Konflikt nicht zu verdrängen. Das bedeutet nicht, daß der Konflikt real aufgehoben worden ist. Das zeigt sich an Grischas Reaktion, wenn ihre Mutter in den Kinderladen kommt. Sie wirft sich dann auf

den Boden, ist aggressiv gegen ihre Mutter oder andere Personen, weigert sich nach Hause zu kommen oder schreit: »Ich will zu meiner Oma.« Nessim, der früher keine Aggressionen gegen seinen Vater zu zeigen wagte, äußert heute offen seine negativen Affekte gegen Eike. Er schlägt ihn, will ihn erschießen oder äußert Todeswünsche, indem er ihm versichert: »Du hast nur noch einen Tag zu leben.« Bei dieser Befreiung der aggressiven Seiten der ambivalenten Einstellung zum Vater hat mit Sicherheit die Kindergruppe und die Kommune einen günstigen Einfluß gehabt.

*Protokoll, April 1969*

Eike kocht mittags im Kindergarten. Nessim drängt ihn, mit ihm alleine wegzugehen. Eike sagt: »Das kann ich doch nicht. Ich muß doch für alle Kinder kochen.« Sie werden nachmittags mit den anderen Kommune-Kindern im Auto abgeholt. Nessim will, daß sein Vater mit ihm allein in einem öffentlichen Bus nach Hause fährt. Eike meint: »Das können wir machen, aber mir wäre es lieber, wir würden mit den anderen fahren. Es regnet, und wenn wir den BVG-Bus nehmen, müssen wir noch durch den Regen laufen.« Nessim ist ziemlich wütend. Er geht zu I. und verabredet mit ihm, bei ihm zu schlafen. Draußen fragt Eike ihn, ob er nicht doch mit in die Kommune fahren wolle (weil er realisiert hatte, daß Nessim nur aus Zorn über seine Ablehnung woanders schlafen wollte). Darauf sagt I. zu Eike: »Der Nessim gehört dir doch nicht. Der kann doch machen, was er will.« Die Kinder gehen zusammen mit I.'s Vater weg.

Das Beispiel zeigt, daß das Kinderkollektiv es den Kindern ermöglicht, die aggressiven Regungen gegen ihre Eltern aktiv auszuleben. Was Kinderkollektiv und Kommune für die Veränderung der Struktur typischer Konflikte wie des Ödipus-Komplexes bedeuten, läßt sich zur Zeit noch nicht ausmachen. Zumindest aber kann man einstweilen über Kinderkollektiv und Kommune in bezug auf ihre Sozialisationsfunktion als brauchbare Hypothese aufstellen: Sie erlauben den Kindern, die negativen Seiten der Ambivalenz gegen die Eltern bewußt zu halten, statt sie – wie typischerweise in der Kleinfamilie – verdrängen zu müssen. Die verdrängte Aggressionsenergie richtet sich dort entweder gegen das Individuum selbst oder liefert die Basis für manipulative Ableitung gegen soziale Sündenböcke. Gelingt die Entmischung der ambivalenten Triebregungen gegenüber den entscheidenden Bezugspersonen, so kann das Kind seine Aggressionen realitätsgerecht gegen die Quelle seiner Unterdrückung richten. Es entwickelt Ichstärke. »Bleibt dieser Haß bewußt, so kann er zu einer mächtigen individuellen revolutionären Triebkraft werden; er wird der Motor der Lösung aus dem Familienverband und kann sich dann leicht auf die rationellen Ziele des Kampfes gegen diejenigen Zustände übertragen, die diesen Haß verursachen.« (Wilhelm Reich, *Die sexuelle Revolution*, S. 112 f.)